



# Flüchtlinge, Fischer, Abgeschobene – eine Recherchefahrt durch Tunesien in Zeiten des libyschen Krieges



August 2011



## Flüchtlinge, Fischer, Abgeschobene – eine Recherchefahrt durch Tunesien in Zeiten des libyschen Krieges - von Judith Gleitze

### Vorwort

Vom 11.-25.6.2011 sind wir, Judith Gleitze, Frank Jugert und Rabih Bouallegue, im Auftrag von [borderline-europe](#), Menschenrechte ohne Grenzen e.V. und Pro Asyl von Palermo nach Tunesien gefahren, um uns auf die Spuren der Flüchtlinge zu begeben, die vor dem Krieg in Libyen geflohen sind. Begleitet wurden wir in der ersten Woche von Wolf Dieter Vogel und Michael Danner, die für eine amnesty-magazin Recherche nach Tunesien reisten und sich uns anschlossen. Wir waren nicht die Ersten und werden auch sicher nicht die Letzten gewesen sein, die die Lager an den verschiedenen libyschen Grenzabschnitten besucht haben. Unser Bericht wird sich auf das beschränken, was wir in diesen zwei Wochen gesehen und gehört haben. Weitere und ausführlichere Hintergrundinformationen sowie weitere Interviews vor allem zum Thema 'Situation in Tunesien' und zum Lager in Shousha (auch Choucha, wir wählen hier die erste Variante) werden in dem Bericht der Recherchegruppe von Afrique-Europe-Interact (aei) und von Welcome to Europe (w2eu) veröffentlicht, die die Camps einen Monat vor uns besucht haben und die in engem Kontakt mit uns standen. Zudem greifen wir auf Informationen z.B. von Human Rights Watch zurück, die unsere Beobachtungen bestätigen.

Unser Anliegen war es, das bisher Gehörte aus Shousha zu bestätigen und ggf. zu aktualisieren, die anderen Flüchtlingscamps in der Nähe von Shousha zu besuchen und uns dann auch mit der Situation der libyschen Flüchtlinge zu beschäftigen. Aus diesem Grunde sind wir nicht nur an die Grenze bei Ras Ajdir, in deren Nähe sich Shousha befindet, sondern auch in die Region Tataouine und an die Grenze von Dhehiba gefahren. Gibt es einen Unterschied in Behandlung und Unterbringung von libyschen und anderen Flüchtlingen? Was bedeutet es für Tunesien, all diese Menschen aufzunehmen, die über die Grenzen geflohen sind und nun Hilfe brauchen?

Nach dem Besuch der Grenzregionen im Süden haben wir außerdem die tunesischen Fischer besucht, die immer noch wegen der

Rettung von 44 Migranten vor Lampedusa im Jahre 2007 in Italien unter Prozess stehen. Letzte Etappen waren Kelibia und Tunis, wo wir zwei junge Tunesier besucht haben, die im Februar und im Mai mit einem Boot nach Italien gekommen waren und von dort abgeschoben worden sind.

### 1. Tunis – die ersten Eindrücke 12.06.2011

Die Stadt hat ihre Lebendigkeit wieder-gewonnen. Bei unserer letzten Anwesenheit im Februar 2011 (siehe hierzu Bericht „Liberté, dignité - Freiheit und Würde“ auf [www.borderline-europe.de](http://www.borderline-europe.de)) spürte man die Revolution deutlicher, auch wenn die Ausgangssperre aufgehoben war. Unser tunesischer Begleiter bestätigt uns allerdings auch, dass es deutlich mehr „Chaos“ gebe als zuvor. Er begründet das mit der neu gefundenen Freiheit, die nun jeder und jede für sich nutzen, wie es ihnen gefällt. Ein Beweis dafür sind die überall neu entstandenen Verkaufstischchen auf den Bürgersteigen.



Abdeljelil Bedoui auf dem Kongress der PTT

Auf einer Sitzung der neu gegründeten tunesischen Arbeiterpartei PTT (Partie du Travail Tunesien), die wir besuchen, erläutert auch Abdeljelil Bedoui, Ökonom und kurzzeitig Minister in der ersten Nach-Ben-Ali-Regierung dieses neue Phänomen der Verkaufsstände. Seines Erachtens sind diese jedoch keine Lösung, denn sie bringen keinerlei festes Einkommen mit sich und die Wirtschaft müsse insgesamt umgestellt werden, damit jeder Bürger eine gesicherte Arbeit finden könne.

Bedoui ist ein langjähriger Unterstützer der tunesischen Fischer, die in Italien unter Prozess stehen, daher diskutieren wir mit ihm Lösungsansätze für die Situation der beiden Kapitäne, die wir dann mit diesen in Teboulba besprechen wollen (zu der Situation der Fischer siehe auch die Berichte „Die Reise nach Teboulba“ und „Zurück in Teboulba“, [www.borderline-europe.de](http://www.borderline-europe.de)). Wir treffen uns auch mit dem Soziologieprofessor und Migrationsexperten Mehdi Mabrouk, der gemeinsam mit uns und den tunesischen Fischern an einer Tagung zur europäischen Flüchtlingspolitik in Berlin (April 2011) teilgenommen hatte. Mabrouk erläutert ebenfalls seine Ideen für die Zukunft der Fischer und bittet uns, ihm Informationen aus Shousha zu bringen.

### Benevolus

Neben dem ehemaligen RCD-Gebäude, dem Parteisitz des gestürzten Präsidenten Ben Alis, befinden sich die Zelte der Organisation BENEVOLUS.

Eine Organisation, die Bedürftigen helfen will und sich als erstes Ziel die Unterstützung von libyschen Flüchtlingen gesetzt hat. Sie arbeitet ehrenamtlich.



Hafedh im Gespräch mit Wolf-Dieter Vogel

Hafedh Missaoui, Schatzmeister des Vereins, erklärt uns, dass sie seit Anfang April arbeiten. Sie sammeln Kleidung, Medikamente und Nahrungsmittel und fahren diese zu den Camps und den Verteilungsstellen im Süden. Erst am 3.6. seien zwei Lastwagen losgefahren. Die Bevölkerung in Tunis reagiere positiv auf die Aktion. Die Mitglieder sind von Haus zu Haus und durch die Moscheen gezogen, um Geld zu sammeln. Auf unsere Frage, ob sie die Hilfsgüter auch

nach Shousha bringen, verneint Hafedh, die Sammlungen seien nur für die libyschen Bürger und Bürgerinnen bestimmt.



Gesammelte Lebensmittel

Im Süden, z.B. in der Gegend um Tataouine, befänden sich ca. 50-60.000 libysche Flüchtlinge, die fast nur durch die Bevölkerung versorgt werden, da sie von Familien aufgenommen worden seien. Diese, aber auch die Camps bräuchten Unterstützung.

Die Konvois gingen aber auch an die andere Grenze, nach Ras Ajdir, wo sich neben Shousha noch drei weitere Flüchtlingslager mit libyschen und anderen Familien befinden.



Judith Gleitze mit zwei BENEVOLUS-Freiwilligen

## 2. Auf dem Weg in den Süden - das Grenzgebiet bei Ben Guerdane

### Ben Guerdane

Die Provinzstadt Ben Guerdane mit ihren ca. 80.000 Einwohnern liegt ca. 34 km von der libyschen Grenze entfernt. Man muss diese Stadt verstehen, um die Proteste in Shousha, die im Mai mehrere Todesopfer gefordert haben, nachvollziehen zu können. Noch im März 2011 hieß es in diversen Pressemeldungen, dass der Grenzverkehr zu Libyen



aufgrund des Krieges zum Erliegen gekommen sei, doch davon können wir im Juni nichts mehr spüren.



Auf dem Weg in den Süden – 265 km bis Tripolis

Die Stadt ist geschäftig, die Ausfallstraße Richtung Grenze gesäumt von unendlich vielen Geschäften mit allem, was man sich vorstellen kann – alles Ware aus und für Libyen, die hier verkauft wird. In einer Parallelstraße zum Marktplatz sitzen zig kleine Händler und wedeln mit libyschen Dinar – Wechselstuben, mindestens 20 an der Zahl. Vor der Stadt – wie im ganzen Süden – kleine Kanistertankstellen, an denen das Benzin verkauft wird.



Tankstelle auf südtunesisch

Ben Guerdane lebt von dem legalen und illegalen Handel mit Libyen. Als wir am Abend aus Shousha zurückkehren blockiert uns eine Gruppe von grölenden Männern im dichten Verkehr. Einer packt unseren Fahrer am T-shirt und schreit begeistert „es lebe Gaddafi, es lebe Gaddafi“. Um ihn uns seine Kumpanen zu beruhigen stimmen wir zu, und sie lassen uns fahren. Die Region um Ben Guerdane ist prinzipiell pro – Gaddafi, und das sicher nur, weil der Handel so gut läuft. Wir können und

wollen nicht unterstellen, dass es sich tatsächlich um eine echte politische Unterstützung handelt. Eine einzige Landstraße verbindet die Stadt mit der Grenze bei Ras Ajdir. Diese Straße ist die Lebensader der Stadt und der ganzen Umgebung. Und diese Straße hatten die Flüchtlinge im Mai 2011 besetzt, um auf ihre Situation aufmerksam zu machen. Das hatte fatale Folgen. In Ben Guerdane angekommen begeben wir uns ins Hotel NOUR, ein Tipp der Gruppe, die vor uns hier war. Wir unterhalten uns mit dem Hotelpersonal: wie ist die Situation mit den Flüchtlingen, was ist im Mai in Shousha geschehen? Es gebe sehr viele libysche Flüchtlinge hier, hier in der Stadt sowie in den Camps in Richtung der Grenze. Ein großes Problem sei es, dass die großen Organisationen wie z.B. das Rote Kreuz nicht mehr so gut arbeiten würden wie zu Beginn. Das Camp in Shousha z.B. gebe es seit Februar 2011, doch große Hilfen würden hier nicht mehr ankommen. Wir fragen nach der großen Demonstration, die einen Tag zuvor stattgefunden habe, doch, so berichtet man uns, habe diese nichts mit den Flüchtlingen zu tun, sondern es sei um die große Akademiker - Arbeitslosigkeit gegangen. Die Proteste in Shousha seien vor allem von den Äthiopiern ausgelöst worden, so die Meinung des Personals (und hier beginnt der große Reigen der Schuldzuweisungen, gemeint waren sicher die Eritreer, die sich nach Ben Guerdane geflüchtet hatten). Man sei nicht rassistisch und auch nicht intolerant, aber die „Afrikaner“ würden schon ein ziemliches Chaos verursachen (gemeint ist die Besetzung der Straße). Man habe von den vier Brandopfern gehört, von weiteren Toten aufgrund der Straßenblockade wisse man aber nichts. Wir fragen einen jungen Kellner in einem Café. Auch er meint, dass die Tunesier die Flüchtlinge mit offenen Armen empfangen hätten – die libyschen Flüchtlinge. „Viele der libyschen Flüchtlinge wollen in ihr Land zurück, doch das reden wir ihnen aus, ihr könnt da jetzt nicht zurück!“ Die Libyer, so der junge Mann, seien in den Hotels der Stadt untergebracht. Die anderen, die Subsaharianer, hätten schon ziemliches Chaos angerichtet. Doch sie, die Ben Guerdaner, seien nicht gewalttätig gegen die Flüchtlinge geworden. In Shousha werden wir am

folgenden Tag andere Stimmen hören.

Am 14. Juni fahren wir ins Shousha-Camp, um mit den Flüchtlingen zu sprechen. Was ist seit den Protesten um den 24.5.2011, seit dem Brand des Lagers, passiert? Nach Rückkehr der ersten Recherchegruppe von Afrique-Europe-Interact (aei) und von Welcome to Europe (w2eu) wurde in Deutschland der Shousha – Appell von den beiden Gruppen, borderline-europe, medico international und Pro Asyl herausgegeben (<http://www.medico.de/themen/vernetztes-handeln/campaigns/dokumente/Shousha-appell/4021/>), Zeitungsartikel erschienen und das Thema Shousha wurde öffentlicher. Haben die Flüchtlinge in Shousha einen Monat nach der Kampagne „Voices of Shousha“ etwas davon gespürt?

### Shousha-Camp, 14. und 15.06.2011



Salzsee bei Shousha

Endlose, öde Steppenlandschaft, ein Salzsee, wenig Vegetation, eine Dromedarherde. Dann, nach ca. 30 km Richtung libysche Grenze erscheint auf der rechten Seite ein Hügel mit Zelten, Shousha. Als erstes sieht man die Familienzelte, einigermaßen geordnete, beige UNHCR-Zelte. An der Straße liegt das UNHCR-Camp, ein wenig abseits von den Flüchtlingen, dann die großen World-Food-Program-Zelte, sie teilen das Essen aus. Erst dann sieht man etwas weiter zurück eine Art Favela, ein Haufen blauer Planen und wild zusammengestückelter Zelte, hier wohnen die alleinstehenden Flüchtlinge.

Weitere vereinzelte Zelte tauchen am Rande auf, hier haben sich diverse Gruppen zusammengetan und wohnen aus Angst vor weiteren Bränden oder Überfällen etwas abseits vom Camp. Am Eingang, der

letztendlich keiner ist, denn das ganze Gelände ist faktisch frei begehbar, findet sich, eingezäunt, ein Militärposten sowie das Zelt von IOM, der International Organization of Migration.



Die „Favela“ von Shousha

Hier arbeitet jedoch nur medizinisches Personal, um die Reisefähigkeit derer festzustellen, die in ihre Heimatländer zurückkehren möchten oder in andere Länder gebracht werden (Resettlement). Das Militär lässt uns passieren, nachdem sich der uns begleitende Fotograf hat registrieren lassen. Sie interessieren sich nicht weiter für uns, wir können das Gelände betreten. Doch als Erstes rufen wir eine unserer Kontaktpersonen an, Abraham aus Nigeria.



Familienzelte in Shousha

Er kommt und wir setzen uns in den Sand, unter einen der wenigen Bäume, und wir haben Glück, denn heute stehen Wolken am Himmel, ansonsten wäre ein Interview unter diesen Bedingungen bei der schon herrschenden Hitze unmöglich.

Unsere Gruppe zieht die Aufmerksamkeit auf sich und nach ein paar Minuten haben sich weitere Flüchtlinge zu uns gesellt: ein



Sudanese, ein junger Mann aus Bangladesh, einige Ghanaer, ein Mann aus der Elfenbeinküste. Wir versprechen, mit allen zu reden, denn das wollen sie, reden, erzählen, was ihnen hier widerfährt.



Beim Interview vor dem Lager

### Abraham I., (36) Schlosser aus Nigeria

Abraham hat zwei Jahre in Libyen gearbeitet. Im März 2009 ist er nach einer Flucht über Niger nach Libyen gekommen. Er erzählt, dass er an Kämpfen im Nigerdelta involviert war und daher fliehen musste..



Abraham I. (li.), Nigeria

Nun, nachdem er auch Libyen verlassen musste, warte er auf eine Möglichkeit, als Flüchtling in Europa anerkannt zu werden, denn hier könne man nicht bleiben. 4000 Nigerianer seien von Libyen nach Tunesien gekommen, die meisten aber mit Hilfe der Regierung und von IOM in die Heimat zurückgekehrt, doch sie, die noch hier sind, könnten nicht zurück, so Abraham. Seine Eltern und sein Bruder seien umgekommen, nur eine Schwester habe er noch, und die lebe in Europa. „Libyen ist ganz ok, aber es gibt dort keine Menschenrechte.“ Doch er habe gut verdient und habe viel Geld sparen

können, auf das er nun keinen Zugriff mehr hat. Er sei in seinem Haus von Gaddafi-Truppen überfallen worden und musste Hals über Kopf fliehen. Einen Koffer konnte er mitnehmen und ist auf einem Pick-up in ein Militärlager gebracht worden. Das wurde nach vier Tagen evakuiert, ohne Papiere ist er dann in Richtung Tunesien geflohen. „Ich habe alles verloren. Alles, was ich besitze, ist diese Kleidung hier.“



Wasserversorgung im Lager Shousha

Wenn ich sie waschen muss, dann binde ich mir ein Handtuch um und warte, dass sie wieder trocken wird. 11.000 Dollar hatte ich gespart. Nun ist alles weg. Ich hatte auch eine Ehefrau. Sie war schwanger, im sechsten Monat. Doch sie ist gestorben.“ Der UNHCR habe ihn zwar registriert, denn er ist schon seit Februar im Camp, doch seitdem sei nichts weiter passiert.



Essensausgabe

Einen Anwalt möchte er, und wir versprechen, uns darum zu kümmern, aber wie sich herausstellt, ist das alles nicht so einfach. Wir fragen ihn nach den Protesten im Mai 2011. „Wir wollten hier weg. Wir sind immer wieder zum UNHCR-Zelt gegangen und haben gesagt, ihr müsst was für uns tun. Doch nichts

ist passiert.“Am 24. Mai kam es dann zu den Protesten und der Straßenblockade, das Militär habe auf sie geschossen, totales Chaos habe geherrscht, alle seien weggerannt. Es gab keinerlei Sicherheit, dann brannten die Zelte. Wir wollten doch nur unsere Rechte durchsetzen, wir wollten von hier evakuiert werden“, so Abraham. „Einige von uns wurden von Soldaten geschlagen“, so berichtet er weiter, „eine Frau hat ihr Baby verloren, weil sie von einem Soldaten in den Bauch getreten wurde, ein anderer Nigerianer ist ins Koma geprügelt worden.“ Andere Nigerianer bestätigen uns diese Erzählungen von Gewaltakten, die den Protesten schon Anfang Mai vorausgingen.



Shousha

Am Tag der Proteste, dem 24. Mai 2011, seien die Bewohner von Ben Guerdane gekommen, als sie die Straße zur Grenze blockiert hatten, um auf ihre Situation aufmerksam zu machen, und dann hätten die Zelte gebrannt. Auf die Frage, wieviele Tote es denn wirklich gegeben haben – denn in den Medien wurde immer noch von zwei Toten gesprochen – erwidert Abraham, es seien viel mehr gewesen, bestimmt zwanzig. Das können wir in den anderen Interviews nicht bestätigen, aber alle sagen, dass es auf jeden Fall mehr als zwei Tote an diesem Tag gegeben habe. Seit diesen Geschehnissen sind die Flüchtlinge, so Abraham, verängstigt. Sie haben ihre Zelte nicht mehr in der „großen Gemeinschaft“ aufgebaut, die nigerianische Community wohnt ein wenig abseits und näher zur Straße. Viele seien nach dem Brand und der Zerstörung des Lagers nach Libyen zurück geflüchtet. Auch Abraham überlegt: „Wenn hier nichts passiert, wenn man uns nicht hilft, dann gehe ich nach Libyen zurück. Und dann

auf ein Boot nach Europa. Besser auf dem Meer sterben als hier.“

### Islam M., Bangladesh

Ein junger Bangladeshi hat sich zu unserer Gruppe gesellt. Wir versuchen, ihn auf arabisch zu befragen, denn er spricht keinerlei europäische Sprachen, doch auch das gestaltet sich schwierig. Er befindet sich seit drei Monaten in Shousha. Es sei eine schwierige Situation im Lager, auch untereinander. Er warte darauf, dass ihm Freunde ein wenig Geld schickten, dann würde er sofort versuchen, das Camp zu verlassen. Nach Libyen, wo er ein Jahr in einer Keramikfirma gearbeitet habe, könne er nicht zurück, dort sei nun alles zerstört. Italien, da möchte er gern hin. Wir fragen ihn, ob er einen Asylantrag gestellt hat, doch er versteht überhaupt nicht, wovon wir reden. Er hat keinerlei Informationen erhalten und es ist fraglich, ob überhaupt jemand richtig mit ihm in einer Sprache kommuniziert hat, die er auch versteht.

### Eric B., (31), Ghana

Eric ist Schneider und hat in Libyen gearbeitet. Sein Vater wurde in Ghana wegen eines Landproblems getötet, seine Frau und seine Mutter sind in Ghana untergetaucht. Er hat zwei Schwestern, die in Deutschland leben. Hier hat er einen Asylantrag gestellt. Es gebe keinen Frieden hier: „Der UNHCR müsste uns beschützen, doch das tut er nicht.“ Man habe sie geschlagen, es seien Schüsse gefallen während der Proteste, „man will uns hier weghaben.“



Kleiderverkauf im Lager

Der UNHCR sei geflohen, als die Proteste begannen, es seien viele Leute aus Ben



Guerdane gekommen, sie waren mit Metallstöcken bewaffnet. Ein Mann aus der Elfenbeinküste sei angeschossen worden, dann habe es gebrannt. Er habe selber viele Tote gesehen, mindestens zehn. Viele seien nach Libyen zurück geflüchtet, und wenn er Geld hätte, würde auch er zurückgehen.



Eric (re.) im Interview

Die Situation hier sei unerträglich. Als das erste Mal die Zelte brannten, am 22. Mai, hörten sie die Schreie nachts, sie hatten große Angst. Doch ohne Geld könne er nichts machen. Seit dem 24. Mai habe es keine Proteste mehr gegeben, „wir haben keine Chance, wenn wir wieder protestieren, töten sie uns.“ Ohne Geld, so Eric, funktioniert hier nichts, es gebe zu wenig zu essen, auch das Wasser reiche nicht. Das bestätigen uns viele Flüchtlinge. Vor dem Lager stehen zudem fliegende Händler, die etwas an den Flüchtlingen, die Geld haben, verdienen wollen. Aber die Angst, so Eric, sei das Schlimmste hier im Lager.

### **Jacob K. (25), Elfenbeinküste**

Jacob hat die Elfenbeinküste mit fünfzehn Jahren verlassen und in Ghana auf der Straße gelebt. Er kenne seine Eltern gar nicht, wohin sollte er in der Elfenbeinküste gehen? Dorthin kann er nicht mehr. Vor ca. einem Jahr ist er weiter nach Libyen gezogen, wo er bis zum Kriegsbeginn lebte. Nun ist er seit vier Monaten hier und nichts ist geschehen, keine Aussichten auf eine Veränderung seiner Lage. „Als die Zelte das erste Mal brannten kam keine Feuerwehr. Erst nach zweieinhalb Stunden kamen sie, um die Brände zu löschen.“ Das war am 22. Mai, es gab vier Tote. Bei den Protesten am 24. Mai kamen das Militär und die Bewohner von Ben

Guerdane. Die Flüchtlinge seien nicht aggressiv in ihren Protesten gewesen.



Jacob K.

Aber dann habe es Auseinandersetzungen mit den Soldaten gegeben, so Jacob. Ein Tunesier habe ihn auf den Kopf geschlagen. Er zeigt uns die Stelle der Verletzung. Eine marokkanische Flagge sei verbrannt worden (dabei muss es sich wohl um die Fahne der Lazaretteinheit aus Marokko handeln, die sich damals noch in Shousha befand). Die Soldaten hätten ihm sein Mobiltelefon weggenommen und gesagt, er solle nach Libyen zurückgehen. Viele hätten das gemacht, so Jacob, es habe 500 Flüchtlinge aus der Elfenbeinküste hier gegeben, nun seien sie nur noch 38. Alle anderen seien nach Libyen zurückgegangen. Zwei Tote allein aus der Elfenbeinküste habe es an diesem Tag des Protestes gegeben. Er rede, wenn Journalisten kommen, aber man habe ihn danach schon mehrfach gefragt, was er denn da erzähle, das macht ihm Angst. Auch Jacob denkt daran, nach Libyen zurückzukehren.

Er hat zwar einen Asylantrag gestellt, aber man hat ihm gesagt, er müsse nun zehn Monate auf das Ergebnis warten. Und so meint auch er: „Viele wollen zurück nach Libyen. Ich habe kein Geld, sonst würde ich auch gehen. Lieber auf dem Meer sterben als hier.“

### **Abdelaziz M.(28), Sudan/Darfur**

Er war Gärtner von Beruf. Sein Vater wurde 2004 getötet und man suchte auch ihn. Abdelaziz hat sich von 2004 bis 2007 in Libyen versteckt gehalten und kehrte dann in den Sudan zurück, denn er musste sich um seine drei Schwestern, die nun allein waren,



kümmern. Ein Soldat, der ihn als den Sohn eines Oppositionellen erkannte, verletzte ihn mit einem Messer und durchtrennte eine Sehne an der Hand, seither kann er zwei Finger dieser Hand nicht mehr richtig bewegen.



Straße von Ben Guerdane nach Ras Ajdir, direkt vor dem Lager Shousha

Ein Jahr lang lebte er im Sudan in einem Flüchtlingslager, dann entschied er sich, erneut nach Libyen zu gehen. Als dort der Krieg begann hielt er sich in der Nähe von Tripolis auf. Für 100 Dinar hat man ihn mit einem Auto an die Grenze mitgenommen, doch dann, so seine Erzählung, habe ihn ein libyscher Soldat aufgehalten und ihm alles abgenommen, was er noch hatte. Er hat die libysch-tunesische Grenze zu Fuß überquert und kam nach Shousha. Die Situation im Lager sei unerträglich, es gebe nicht genug Trinkwasser und man müsse es für einen Dinar, 50 cent, kaufen. Doch niemand hat Geld. Er berichtet uns ausführlich von den Protesten am 24. Mai. Als die Straße von den Flüchtlingen blockiert wurde und das Militär eingriff seien er und eine Gruppe von Flüchtlingen weggelaufen. Er und sein Freund Ahmed hörten Schüsse, die Soldaten zielten auf sie und trafen Ahmed. Auch andere Menschen seien von den Kugeln getroffen worden. Er habe versucht, seinen Freund, der noch lebte, ins Lager zu tragen, doch einige Tunesier aus Ben Guerdane hätten ihm auf die Fersen geschlagen, so dass er stürzte. Dann hätten sie auf seinen verletzten Freund eingepregelt. „Ich habe geschrien 'hört auf, hört auf' doch einer aus Ben Guerdane antwortete nur, 'wir helfen euch und ihr protestiert!'." Ein anderer Bewohner aus Ben Guerdane hätte dann gesagt, sie sollen

aufhören, so konnte er Ahmed in das marokkanische Lazarett bringen. Doch die Tunesier aus Ben Guerdane seien ihnen in das Lazarett gefolgt und hätten ihn, seinen Freund auf der Bahre sowie den Arzt, der Fotos von dem Verletzten machte, geschlagen. Laut Abdelaziz drohten sie dem Arzt „wenn du weiter fotografierst bringen wir ihn um“.



Abdelaziz M. In Shousha

Die Ärzte, die wir später in Zarzis befragten, wo sie sich nun um libysche Flüchtlinge kümmern, haben dem widersprochen, doch ein Fahrer des UNHCR, der sich an diesem Tag nicht mit dem ganzen Team zurückgezogen hatte, bestätigt die Szene. Abdelaziz steht immer noch unter Schock. „Sie scheuchten mich aus dem Zelt, ich konnte mich nicht einmal mehr von meinem Freund verabschieden. Nach drei Tagen sagten sie mir, dass er gestorben sei. Es waren nicht die Kugeln, die ihn umgebracht haben, sie waren es mit ihrer Gewalt. Er war wie ein Bruder für mich...“ Wir fragen ihn, was er sich für die Zukunft wünscht: „Ich möchte nur ein wenig Glück, eine Arbeit, die Würde, die einem Menschen zusteht. Ich möchte, dass es meinen Schwestern gut geht, Frieden in meinem Land, Darfur. Mein Ziel ist Europa, und eines Tages werde ich dort hingehen, wenn ich hier endlich herauskomme...“

#### **F., Botswana (22) und A., Somalia**

F. hält mich auf dem Weg durch das Lager an und will reden. Er sei der einzige Flüchtling aus Botswana, der sich noch im Camp

befinde. Die medizinische Versorgung sei sehr schlecht, man bekomme überhaupt keine Hilfe.



Shousha

Die Sandstürme, so F., seien unerträglich. Er habe seine Mutter in Benghazi, Libyen, verloren, es gebe niemanden mehr aus seiner Familie. Am Anfang sei Shousha eine Rettung vor dem Krieg in Libyen gewesen, er habe auch einen Asylantrag gestellt, aber nun wisse er nicht, wohin. Sein Leben sei von Angst geprägt, er habe die Proteste hier erlebt. Nun lebt er oben in den „wilden“ Zelten, unten im Familiencamp will er nicht sein, da ist ein Zaun drumherum, er hat Angst, dass was passieren könnte und er nicht schnell genug weg käme.

A. aus Somalia lacht, als er mich am Eingang des Lagers sieht, wie ich versuche, den Sand aus meinen Schuhen zu bekommen. Sechs Jahre habe er in Libyen gearbeitet, es sei alles gut gegangen dort, er habe gut verdient. Doch dann kam der Krieg und er musste weg. Er würde sofort nach Libyen zurückgehen, wenn er könnte, und ein Boot nach Europa nehmen. „Hier gibt es nichts, hier kann man nicht leben.“

### Bright, Nigeria

Am zweiten Tag in Shousha bringt uns Abraham zu den Zelten der Nigerianer. Hier setzen wir uns zusammen und Bright erzählt uns, was er im Mai erlebt hat. Am 21. Mai habe es nachts um 2 Uhr ein Feuer gegeben (das, bei dem die vier Eritreer gestorben sind, Anmerk. J. Gleitze). Alle seien losgerannt, um es zu löschen, doch die Sicherheitsdienste und das Militär seien erst eine halbe Stunde später aufgetaucht. Niemand war für sie ansprechbar. Am nächsten Tag seien sie zum

UN-Zelt gegangen und haben nachgefragt, was passiert sei, man habe ihnen keinerlei Auskunft gegeben. Die Nigerianer, so Bright, beobachteten, dass sich die Eritreer, Somalier und Äthiopier am folgenden Tag zusammensetzten und eine Versammlung abhielten. Es habe schon drei Tage vor dem Feuer eine solche Versammlung von Sudanese gegeben, da ein Sudanese am Kopf verletzt worden war. Es blieb ihnen unklar, wer Schuld am Ausbruch des Feuers hatte. Als die Sudanese sich mit den Tchadiens zusammensetzten, wollten die Nigerianer wissen, worum es geht, doch niemand hat mit ihnen gesprochen.



Gut geschützt, das IOM-Zelt, eine italienische Gabe des Zivilschutzes

Bright bejaht die Frage nach ethnischen Konflikten im Lager. Die Nigerianer, so sagt er, hätten sich gefürchtet und das Militär um Schutz gebeten, doch niemand sei gekommen. Er betont, die Nigerianer seien an den Protesten und den Folgen unschuldig. Sie sind auch zu einem weiteren Lager in der Nähe gegangen, um die Militärs dort um Hilfe zu bitten, doch die sagten ihnen nur, kämpft, wenn es nötig ist, wenn ihr getötet werdet, dann ist das Pech. Bright erklärt, dass mehrere ethnische Gruppen bereit waren zu kämpfen und sich für die vier toten Eritreer zu rächen. Das Militär patrouillierte durch das Camp und habe die Vorbereitungen sehr wohl mitbekommen. Nachts sei es aufgrund der Patrouillen ruhig gewesen, aber sie hätten dennoch große Angst gehabt. Laut Bright seien die meisten Sudanese nicht in die Blockade der Straße involviert gewesen. Der UNHCR habe den Flüchtlingen gesagt, sie sollen die Straße freigeben, dann sei er abgezogen. Tunesier aus Ben Guerdane seien



in Shousha angekommen und hätten gemeinsam mit dem Militär auf der Straße gestanden. Die Nigerianer baten die Soldaten, nicht gewaltsam einzugreifen, doch dann sei die Situation eskaliert. Das Militär sei absolut unfähig gewesen, die Lage in den Griff zu bekommen und habe schließlich angefangen zu schießen. Als die Autos und Trucks aus Ben Guerdane kamen habe das Militär die Straße versucht frei zu machen. Am Abend, so Bright, hätten die Tunesier aus der Stadt die Zelte der Flüchtlinge in Brand gesteckt.



Kinder im Familienteil des Lagers

Seit dem sei es schwer für die Flüchtlinge, mit der Presse zu reden, immer versuche jemand, das zu unterbinden, doch sie, die Nigerianer, wollen reden, auch wenn „die Wahrheit hart ist“. Insgesamt habe es sehr viel mehr Tote gegeben, zwei seien allein noch von den Baggern gefunden worden, als das abgebrannte Feld mit den Zelten umgepflügt wurde. Das seien schon mindestens vier, doch über 20 Menschen wären verschwunden gewesen. Das Militär, so Bright, kontrolliere die Nigerianer besonders stark. „Hier ist der Rassismus schlimmer als in Libyen, die Anfeindungen durch das Militär sind sehr groß. Es liegt wohl auch daran, dass wir keine Araber sind.“ Es gebe hier immer wieder Ärger mit dem Essen, ein bis zwei Wochen hätten die Mitarbeiter vom World Food Program ihnen mehrfach nichts gegeben, sie hätten protestiert und nur die katholische Kirche sei ihnen zur Hilfe gekommen. Seit

dem laufe es besser. Immer wieder, so Bright, hätten sie versucht, mit den UNHCR-Mitarbeitern und Camp-Leitern über die Rechtsverletzungen zu sprechen, aber es sei nichts passiert. Er berichtet uns von einer Geschichte, die schon am 6.5. geschehen ist: ein Nigerianer hatte sein Geld retten können an der Grenze und sprach darüber. Er sei von einem Militär bedroht worden, der ihm das Geld abnehmen wollte. Es kam zu einer Schlägerei, der Nigerianer fiel ins Koma. Er sei ganz blutig gewesen. Eine nigerianische Frau sei dazwischen gegangen, der Soldat trat sie in den Bauch. Sie war schwanger und musste ins marokkanische Lazarett gebracht werden, wo sie ihr Kind verlor. Ein Nigerianer wurde angeschossen, als ein Soldat von ihm Tabak verlangte und nicht erhielt. Human Rights Watch, die ebenfalls Interviews im Lager machten und einen Bericht veröffentlichten, konnte zumindest die Bauchwunde des jungen Mannes bestätigen, auch die Geschichte der 23-jährigen Elizabeth Rex, die ihr Kind verlor, wird im Bericht bestätigt. „Wir haben nun alle Angst, wir haben alles dokumentiert und an Patric gegeben“, so Bright. Patric Mansour ist Mitarbeiter des UNHCR, der sich freundlich, aber bestimmt weigert, mit uns zu reden und auf Pressesprecher Kayal verweist. „Der UNHCR selber hat uns gesagt, er könne nicht für unsere Sicherheit garantieren.“ Die Militärs kämen einfach in ihre Zelte und suchten förmlich nach irgendetwas, was sie den Nigerianern anhängen könnten, das sei bei den anderen Nationalitäten nicht der Fall. Es gebe trotz der Beschwerden keinerlei Änderungen. Wie wir später von eritreischen Flüchtlingen erfahren, hat auch der Besuch vom UN-Flüchtlingskommissar António Guterres, der einen Tag nach uns nach Shousha gekommen ist, keinerlei Änderungen gebracht. „Das UNHCR-Camp ist ein Gefängnis, hier gibt es religiöse Diskriminierung“, so Bright. Viele der Nigerianer hätten immer noch keinen Asylantrag stellen können, auch sei die Kommunikation mit den UNHCR-Mitarbeitern äußerst schwierig, da viele kein Englisch sprächen. Und die, die den Asylantrag formulieren konnten, werden ihre Interviews erst in drei, vier Monaten haben, hätte ihnen der UNHCR gesagt. Sie seien doch nur noch

42 Nigerianer im Camp, über 5000 seien zurückgekehrt, doch sie könnten das aufgrund ihrer persönlichen Geschichten eben nicht. Keiner von ihnen versteht, warum alles so lange dauert. „Niemand in diesem Camp ist glücklich. Unser Appell an die Welt: Helft uns aus der Hölle heraus!“

### **Telefonat mit zwei Eritreern 18.7.2011**

Einen Monat nach unserem Besuch in Shousha sprechen wir über eritreische Kontaktpersonen in Deutschland mit zwei Eritreern, die seit fünf bzw. drei Monaten in Shousha festsitzen. Sie möchten anonym bleiben. Derzeit befinden sich nach ihrer Schätzung ca. 550-600 Eritreer im Camp, insgesamt seien es schätzungsweise 3000 – 3500 Personen, doch sie könnten es nicht genau sagen, da sie keine öffentliche Anwesenheitsliste haben.

#### **Die Flucht**

Die meisten der Eritreer seien vorher in Gefängnissen in Libyen eingesperrt gewesen, berichtet A. Sie haben dann eine dreimonatige Aufenthaltserlaubnis bekommen und sind freigelassen worden. Nach Ablauf der drei Monate waren sie jedoch illegal in Libyen, ohne Papiere, ohne Rechte. Dann kamen die Bomben und sie sind geflohen vor dem Krieg.

#### **Ankunft in Tunesien**

Auch hier, und das ist für sie das große Problem, sind sie nicht legal. A. berichtet, dass er über die Grenze gekommen sei, aber natürlich keine Papiere bei sich hatte, er besitzt keinen Pass und fand es merkwürdig, dass man ihn als Flüchtling danach befragt hatte. Er hatte noch kein Asyl in Tripolis beantragt. A. ist am 8. März in Shousha angekommen. An der Grenze hat er keine UNHCR-Mitarbeiter gesehen, sagt aber auch, dass er mit niemandem gesprochen habe, da er Angst hatte (aufgrund der Illegalität) und dann in ein Lager, Shousha transportiert wurde.

#### **UNHCR**

Auf die Frage, was der UNHCR in Shousha für sie macht, antwortet A. „Ich weiß nicht, was die da überhaupt machen.“ Guterres, der Leiter der UNHCR, sei im Juni da gewesen und durch das Lager gegangen. Er habe alles

gesehen, aber nichts hat sich geändert. Um sich registrieren zu lassen muss man sich vor dem UNHCR-Zelt anstellen. Es gibt aber nur bestimmte Tage und bestimmte Stunden, um dort vorzusprechen. Auch wenn man dann Stunden in der Sonne angestanden hat - ist die Sprechzeit vorbei, wird das Büro geschlossen und die Flüchtlinge müssen das nächste Mal wiederkommen.

Nach der Registrierung muss man sich für ein „appointment“ anmelden, bei dem man dann einen Termin für die Anhörung des Asylbegehrens formulieren kann. Doch das müsse erst mal von dem Mitarbeiter akzeptiert werden, manchmal werde man auch wieder weggeschickt.

A. ist im März angekommen und hat einen Termin im Dezember. Sie erhalten keinerlei Papiere, wissen also nicht, was sie jetzt eigentlich für einen Status haben. Sie bekommen nur eine Nummer, sonst nichts (bestätigt auch von einem nigerianischen Flüchtling, Anmerk. J. Gleitze) und wissen nicht, was das bedeutet, ob sie schon auf der Asylantragstellerliste sind oder nicht.

B. berichtet, er sei im Mai angekommen, bisher habe er noch keinen Termin für seine Anhörung erhalten, er, wie die anderen Flüchtlinge auch, vermutet, dass er nicht vor Februar nächsten Jahres angehört wird, betrachtet man die Termine, die der UNHCR vergibt. Dann muss man noch mal warten, bis man in die resettlement-Liste aufgenommen wird. A. sagt, die meisten von ihnen haben keine resettlement – Papiere, da sie in Libyen noch keinen Asylantrag gestellt und Asyl erhalten hatten.

A. berichtet von der derzeitigen Situation im Lager: die Temperatur betrage inzwischen um die 45 Grad Celsius, in den Zelten könne man es nicht aushalten, draußen verbrenne man, da es keinen Schatten gibt, sie wüssten nicht, wo sie sich aufhalten sollen. Es gebe viele Frauen und Kinder im Lager, das Jüngste sei vor 3 Tagen im Lager geboren worden, ohne ärztliche Hilfe, die Mutter sei immer noch im Zelt.

Insgesamt gibt es laut A. schätzungsweise 150 Kinder im Lager. Die ärztliche Versorgung ist schlecht. Für Essen und Wasser muss man in der Hitze in der Schlange anstehen, das ist vor allem für Frauen und Kinder sehr anstrengend.



Nur wenn man Glück hat erhält man zwei Liter Wasser am Tag, wenn man zu spät an die Ausgabestelle kommt vielleicht nur einen. Oder man muss es kaufen, doch niemand hat Geld, also bleibt man ohne Wasser. Das Wasser zum Trinken und zum Waschen ist immer heiß, es gibt kein kaltes Wasser.

Er bestätigt, dass es vier tote Eritreer im Mai gab. Über die Proteste will A. nicht reden, auf die Frage, wie er das Militär erlebt hat, fragt er „bist du sicher, dass die Leitung nicht vom tunesischen Geheimdienst abgehört wird?“ Ich müsse verstehen, sie können nicht reden. Aber er bestätigt, dass es einen toten Sudanese gegeben habe, und dass Leute aus Ben Guerdane gekommen seien. Sie hätten jedoch viel Material, Videos und Fotos gemacht. Es seien Viele nach Libyen zurückgegangen nach den Protesten, um von dort nach Europa zu fahren. "Alles besser als hier", sagen viele der Flüchtlinge.

Im Lager sollen sich ethnische Komitees gebildet haben, so war zumindest die Idee im Juni, berichteten uns die Nigerianer. A. bestätigt, dass die Somalier und die Eritreer eine Selbstvertretung mit mehreren Vertretern gewählt haben, von den anderen Gruppen wisse er aber nichts. Es gebe zwischen den Gruppen „big conflicts“, man müsse immer auf seine Sachen achten, damit sie nicht gestohlen werden. Die Eritreer haben keinerlei Berührungspunkte mit den Westafrikanern, so A.

Selamawi, ein Eritreer, der lange Jahre in Libyen lebte, oft untertauchen musste vor den Razzien und der einer unserer wenigen Kontakte in Tripolis war, flüchtete nach Shousha. Er berichtet aus seiner Sicht der Dinge auf seinem Blog über die Ereignisse vom 22.-24. Mai und stellt die Auseinandersetzungen als klar gegen die Eritreer gerichtet da. Er sollte mit einer Gruppe anderer Flüchtlinge am 23.5. nach Rumänien ausgeflogen werden, doch die Proteste haben das resettlement verhindert. Die Gruppe wurde am 2.6.2011 nach Rumänien gebracht. „Eritrea feierte seinen 20. Geburtstag, doch die Eritreer im Shousha-Camp in Tunesien haben keine Zeit, sich an ihre Unabhängigkeit zu erinnern. Seit die Situation am 22. Mai eskalierte war die Situation angespannt. Gegen späten Abend wurde es ruhiger. Wir

wachten durch lautes Weinen auf. Es war etwa 03.30 Uhr, Sonntag 22. Mai. Zuerst dachten wir, es hätte eine Auseinandersetzung zwischen einigen Nationalitäten gegeben, doch nachdem wir Gasbehälter explodieren hörten, merkten wir, dass es brannte. Wir rannten hin, um es zu löschen, aber wir waren zu spät. Die Feuerwehr war zu weit weg. Der Wind wehte stark und das Feuer breitete sich innerhalb von 10 Minuten auf 21 Zelte aus. Erst dann kam die Feuerwehr. (...) Wir sahen vier Leichen, aber es war schwierig, sie zu identifizieren. Nur aus der Lage heraus, wo man sie gefunden hatte, konnten sie identifiziert werden. Dann kam die Polizei, die die Leichen mitgenommen hat, ohne auch nur ein Foto gemacht zu haben, das als Beweis für die Ermittlung hätten dienen können. Vor Sonnenaufgang erfuhren alle Eritreer, was ihren Brüdern passiert war. Wir gingen zur Polizeiwache und protestieren, einige Delegierte sprachen mit dem Sicherheitspersonal. Dann kehrten wir ins Camp zurück. Somalier und äthiopische Oromo kamen, um ihr Beileid auszudrücken. Am 23. Mai organisierten sich alle Sub-Sahara-Afrikaner, um sich den Protesten anzuschließen und vereint die libyschen-tunesische Straßenverbindung, die Life-Line, zu blockieren. Der Protest sollte die Eritreer daran hindern, in ein anderes Land gebracht zu werden. Der IOM-Bus konnte nicht in das Lager einfahren und die Reise wurde storniert. Sie alle waren glücklich und sangen Afrika SEM SEM ... Afrika ist vereint, und wir sind alle gleich. Aber das ist nicht wahr ... einige von ihnen sind Arbeitsmigranten und der Rest sind Flüchtlinge oder Asylbewerber. UNHCR bearbeitet ihre Fälle unterschiedlich. Spät am Abend gab es weitere Auseinandersetzungen und es schien offensichtlich, dass die Spannungen weiter eskalierten. Am nächsten Tag brach der Kampf abrupt los. Es begann in der Nähe des großen Zeltes, in dem sich die Eritreer am Morgen befanden. Es gibt verschiedene Theorien, wie der Streit losbrach, doch es war ein Konflikt zwischen Eritreern auf der einen Seite und den Subsaharianern auf der anderen, ein ungleicher Kampf. Die Eritreer konnten dem Angriff, der vor allem von Sudanese und Ivoren geführt wurde, nichts entgegensetzen. Wir sind in Richtung

der benachbarten tunesischen Stadt Ben Guerdane geflohen. Viele Eritreer wurden verletzt, glücklicherweise gab es keine Toten. Aber es gab eine andere, größere Gefahr, die aus der nahe gelegenen Stadt zu kommen drohte. Wir trafen auf wütende Tunesier. Sie dachten zunächst, wir wollten ihre Stadt angreifen, doch wir konnten ihnen erklären, dass wir angegriffen wurden und aus dem Lager vor den anderen Gruppen geflohen sind und nichts mit der Blockade der Straße zu tun haben. Sie bedrohen uns und zogen dann weiter zum Camp, um dieses anzugreifen. Sie plünderten, raubten und brannten jedes Zelt ab. Mit Hilfe der örtlichen Polizei griffen sie alle Schwarzafrikaner ohne Auswahl an. (...) Vor Sonnenuntergang wurde alles Hab und Gut aus dem Camp nach Ben Guerdane transportiert. Die Polizei hat den ganzen Tag nur zugesehen, jetzt jagten sie die Plünderer, wo es nichts mehr zu jagen gab. Ein weiteres beschämendes Schauspiel zeigte uns die Feuerwehr. Sie folgten einfach den Brandstiftern, ihren Freunden, versprühten ein wenig Löschschaum, um ihren Vorgesetzten zu zeigen, dass sie etwas gemacht hätten, beschämend.

Am späten 24. Mai, nach dem viele Tote zu beklagen waren, begannen die Rückführungen und die Mehrheit der Arbeitsmigranten verließen das Lager und flüchteten in ihre Länder. Die Anderen jedoch blieben in der nackten Wüste ohne Zelte zurück und fürchteten erneute Brände und Tote. Ich erinnere mich, dass unsere Leute in den Nächten Patrouille gelaufen sind, um uns vor möglichen Bränden zu schützen. Jetzt habe ich das Wüstencamp verlassen und bin an einem sicheren Ort, aber immer noch denke ich des Nachts an das, was ich dort zurückgelassen haben in der Sandwüste. Möge Gott sie bald erlösen!"

Wir fahren weiter in das Camp der Arabischen Emirate. Dort treffen wir Samer, den wir an der Grenze in Ras Ajdir am Tag zuvor kennengelernt haben. Samer ist Palästinenser und wurde mit weiteren 25 Palästinensern in dieses Camp der libyschen Flüchtlinge gebracht. Die Situation sei schwierig, weil man den Palästinensern nicht traue, sie seien sehr starken Repressalien ausgesetzt und würden ganz anders behandelt als die libyschen

Flüchtlinge im Camp. Allein mit Samer zu reden ist nicht einfach, wir dürfen nicht ins Camp hinein, das Militär weigert sich, ihn für uns zu rufen. Zum Glück können wir ihn telefonisch erreichen, er kommt und darf schließlich auf mit uns vor das Camp gehen.

### **Samer Abbes (33), kaufmännischer Geschäftsleiter in Tripolis, Palästinenser**

Samer (33) wurde in Gaza geboren. Er und seine 25 Landsleute versuchen seit Monaten, in einem arabischen Land Asyl zu erhalten oder aber nach Gaza zurückzukehren, nachdem der Krieg in Libyen sie von dort vertrieben hat. Nachdem Samer auch in Ägypten kein Glück hatte, versucht er nun, die Presse auf ihre hoffnungslose Situation aufmerksam zu machen.



Samer Abbes (Foto: Rabih Bouallegue)

„Mein Name ist Samer Abbes, ich bin am 13. Juli 1978 in Gaza geboren worden. Ich habe in Tripolis als kaufmännischer Geschäftsleiter in einem Architekturbüro gearbeitet. Beim Ausbruch des Krieges wurde ich gegen meinen Willen vom Geheimdienst Gaddafis rekrutiert. Ich arbeitete so lange mit ihnen, wie ich für meine Fluchtvorbereitungen nach Tunesien brauchte. Ich bat vergeblich um politisches Asyl in den arabischen Ländern. Wir fragten auch die ägyptische Regierung an, uns über Rafah nach Gaza reisen zu lassen, aber alle unsere Anträge wurden ohne weitere Erklärungen abgelehnt. So waren wir uns selbst überlassen: wir baten den UNHCR um Hilfe, aber die libanesischen Flüchtlinge unter uns schürten böses Blut, und so sind wir hier in der Wüste Tunesiens gelandet. Eines Tages kam ein Mann von Ben Guerdane und riet



uns, wir sollten doch bei der Palästinensischen „Botschaft“ in Tunis vorsprechen, der könne uns sicher helfen. Wir bekamen mit viel Mühe einen Termin und zwei unserer Landsleute fuhren nach Tunis. Doch als sie die „Botschaft“ verließen und in ein Taxi steigen wollten, wurden sie von mehreren Männern mit Messern angegriffen. Die Männer schienen vom Akzent her ebenfalls Palästinenser zu sein, sie bedrohten sie, sich ja nie wieder hier blicken zu lassen, sonst würde es ihnen schlecht im Camp ergehen. Wir sind also sogar von unserer Vertretung bedroht und verlassen worden. Sie sollen sogar die tunesischen Behörden gebeten haben, keine Palästinenser mehr nach Tunesien einreisen zu lassen.



Shousha

Viele Familien sind in Ras Ajdir trotz des Krieges in Libyen zurückgewiesen worden. Seit eineinhalb Monaten versuchen wir, die Welt auf unsere Situation aufmerksam zu machen, damit sich endlich etwas tut. Wir fragen nicht nach Geld oder materieller Unterstützung, sondern nur nach einem Ort, wo wir unser Leben neu einrichten können. Warum werden die Asylanträge von Eritreern, Somaliern, Äthiopiern und anderen anerkannt und unsere werden einfach abgewiesen? Wir sind hier ohne Zukunft in diesem Camp. Wir sind zwischen die Fronten geraten, denn wir unterstützen weder die Hamas noch andere politische Richtungen. Doch das ist unser Fehler, so werden wir nie in Frieden leben können. Wir suchen nach einem sicheren Land, das uns aufnimmt.“

### **Überlebende des Kerkennah-Unglücks, Pakistan**

Im dritten Camp der Region treffen wir

zufällig auf eine Gruppe von Pakistanern, die das Schiffsunglück bei den Kerkennah-Inseln am 2.6.2011 überlebt haben. 270 Menschen sind dabei umgekommen. Sie möchten anonym bleiben. Ein Mann ergreift das Wort, ergänzt wird er von einer jungen Frau und deren Vater.

„Wir lebten in Libyen und wurden vom Krieg überrascht.“ Er berichtet, dass man ihn eines Tages von der Arbeit kommend aus seinem Auto gezerrt habe, Soldaten Gaddafis hätten ihm eine Waffe an den Kopf gehalten und ihn fortgejagt. Da wurde ihm klar, dass sie Tripolis, Libyen, verlassen müssten. „Die Bomben fielen auf Tripolis, alle Richtungen waren uns versperrt, es blieb nur das Meer.“ Sie entschieden sich, ein Boot nach Italien zu besteigen. An einem Samstagmorgen fuhren sie an einen kleinen Hafen. Sie waren ca. 450 Leute, das Boot hätte Platz für 500 geboten. Sie fühlten sich sicher, komfortabel. Doch dann kamen immer mehr Menschen, Hunderte von Afrikanern, bis sie schließlich ca. 1050 Leute waren. 90 % der Flüchtlinge kamen aus Afrika. Es war sehr unbequem, eng, man konnte seine Beine nicht bewegen. Aber es würde nur 20 Stunden dauern, sagte man ihnen. Morgens um 8 Uhr fuhren sie los. Ein Tunesier sollte das Schiff steuern, doch als er sah, wie überladen es war, weigerte er sich. Ein anderer Fahrer wurde gesucht, doch der hatte keine Ahnung und fuhr viel zu schnell. Sie wurden 10 -15 Kilometer begleitet, man wollte sichergehen, dass es auch funktioniert. Das Begleitboot stoppte sie schließlich und sie mussten nach einer Stunde umkehren. Es wurde ein neuer Fahrer gesucht. Sie lagen fünf Stunden in der brennenden Sonne vor Anker. Er berichtet, dass das Schiff drei Decks hatte, er saß ganz oben im Freien, die Frauen waren in der Kabine untergebracht. Nachmittags ging es weiter, doch dann ging die Steuerung kaputt. Es war dunkel, sie waren weit draußen. Bis morgens lagen sie dort, bis das Problem gelöst war. Sie sahen in der Ferne ein Insel, wie sich später herausstellte handelte es sich um das tunesische Djerba. Die tunesische Küstenwache kam und stoppte sie. Sie hatten eine Tunesierin an Bord, diese wollte das Schiff verlassen und mit der Küstenwache fahren, doch die Flüchtlinge haben sie nicht gelassen – alle oder keiner. Sie hatten keine

Vorräte mehr, die Küstenwache versprach, etwas zu bringen, aber sie kam nicht wieder. Einige begannen, Meerwasser zu trinken. Als besonders unangenehm beschrieb der Pakistaner, dass alle ihre Bedürfnisse vor den Augen der Anderen verrichten mussten. Das sei ihnen sehr schwer gefallen. Es stank sehr an Bord. Sie trafen auf Fischerboote, diese sollten ihnen helfen, die Küstenwache erneut zu informieren, aber nichts geschah. Am vierten Tag kam es zu Kämpfen an Bord. Einige Afrikaner zwangen die Anderen, Opfer zu bringen, sie warfen Wertgegenstände über Bord, schließlich wollten sie auch Menschenopfer bringen, denn der „Teufel stecke im Schiff“. Man versuchte, auch seine Frau über Bord zu ziehen, doch er konnte es verhindern. Ähnliche Geschichten berichtete ein junger ghanaischer Flüchtling in Lampedusa, er war im Frühjahr dort angekommen, niemand glaubte ihm. Der Pakistaner berichtet weiter, dass es die ganze Zeit Kämpfe an Bord gegeben habe. Doch es war gefährlich, man konnte ja nicht einmal richtig sitzen. Kurz vor Mittag lief das Boot auf eine Sandbank auf. Sie sahen Fischerboote, doch niemand näherte sich auf ihr Winken. Ein Fischer hatte dann schließlich doch den Mut und näherte sich. Inzwischen war der Fahrer ihres Schiffes in einem der Kämpfe von Bord gesprungen und ertrunken. Der Fischer wollte die Küstenwache rufen, es sollte zwei Stunden dauern, bis diese käme. Die Flüchtlinge tranken inzwischen auch das mit Öl vergiftete Wasser aus dem Maschinenraum. Ein weiteres Fischerboot kam und beobachtete, doch bis nachmittags um 15 Uhr war immer noch keine Hilfe in Sicht. Das erste Boot entfernte sich wieder. Sie baten den zweiten Fischer inständig, bei ihnen zu bleiben. Ein verzweifelter Mann sprang ins Meer, um etwas zu essen zu bekommen, und ertrank. Es wurde Nacht. Alle beteten. Einer schwangeren Frau ging es schlecht, sie stand kurz vor der Geburt. Am fünften Tag kamen am Morgen zwei Rettungseinheiten. Alle bewegten sich auf dem Schiff, es begann zu schwanken. Sie wollten sich nicht wieder setzen, brachten so aber die Rettung in Gefahr. Zuerst wurden die Frauen und Kinder von Bord geholt, doch er beschreibt, wie immer wieder Männer auf das rettende Schiff springen und nicht warten. Das zweite Boot

näherte sich daraufhin nicht mehr, sondern immer nur ein Boot holte die Flüchtlinge ab und brachte sie zum anderen Boot. Das unterste Deck hatte nur einen Ausgang, die Rettungseinheiten holten aber erst alle Leute von unten raus. Dadurch verlor das Boot mit den ganzen Menschen auf dem mittleren und dem oberen Deck die Stabilität und kippte. Er hielt sich an einer Reling fest, doch dann hatte er Angst, dass das Schiff auf ihn fallen könnte, und er sprang ins Wasser. Viele seien gleichzeitig ins Meer gefallen, erzählt er, und viele konnten nicht schwimmen. Sie riefen um Hilfe, doch jeder konnte nur sich selber helfen, wenn er nicht ertrinken wollte. Er fand einen leeren 5-Liter-Wasserkanister und hielt sich an ihm fest. Alle versuchten sich an das umgekippte Schiff zu klammern. Schließlich wurde er aus dem Wasser gerettet. Seine Frau und sein Kind waren schon auf dem Rettungsschiff, so überlebte seine Familie. Sie wurden nach Sfax gebracht, dann nach Shousha. Es seien aber noch nicht alle der geretteten Pakistaner angekommen, sie kannten sich alle untereinander, denn sie alle hatten in Tripolis gelebt.



Stacheldraht „sichert“ Teile der Camps.

„Wir haben alles verloren. Uns ging es gut in Tripolis. Viele sind dort geboren.“ So auch die junge Frau, die seine Erzählungen ergänzt. Sie studierte in Tripolis Pharmazie. Nun haben sie nichts mehr, alles Hab und Gut ist fort, an das Geld auf der Bank können sie nicht mehr heran. „Wir suchen nur einen friedlichen Ort zum Leben. Wir müssen hier heraus. Libyen ist für uns keine Option mehr, auch nach dem Ende des Krieges nicht, denn dann geht es dort doch erst richtig los...Wir verlangen nichts, nur Frieden und ein normales Leben.“ Sie möchten gern nach England, da sie die



englische Sprache gut beherrschen und auch Bekannte und Verwandte dort haben. Doch erst einmal hängen auch sie hier fest, wer weiß, wie lange. Ihre erlebten Traumata behandelt niemand. Sie sind ganz auf sich und ihre eigene Stärke zum Überleben angewiesen.

Es ist schon tiefe Nacht, als wir uns verabschieden. Wir nehmen die Straße nach Ben Guerdane zurück, die immer noch stark befahren ist. Überladene Pickups. PKWs ohne Scheinwerfer rumpeln gefährlich langsam und quasi unsichtbar vor uns durch die Steppe. In Ben Guedane treffen wir auf die schon erwähnten Gaddafi-Anhänger. Beim Essen sehen wir junge Europäer, Freiwillige, wie sich herausstellt, die die Flüchtlinge in Shousha ein wenig beschäftigen sollen, um etwas gegen die ewige Langeweile zu tun. Die meisten von ihnen kommen aus Deutschland. Reden dürfen sie nicht mit uns. Nur mit Genehmigung des UNHCR. Und Patric Mansour verweigert uns diese Genehmigung lächelnd.

### **Zarzis, Ahmed Slah Mnaffakh und Mongi Miloadi, Gewerkschafter und Mitglied der Arbeiterpartei PTT**

Wir wollen herausfinden, wie die „Aktivisten“ vor Ort der Flüchtlingsproblematik gegenüber stehen. Über Abdeljelil Bedoui erhalten wir Kontakte mit dem Gewerkschafter Mnaffakh und dem Mitglied der Arbeiterpartei Miloadi. Wir treffen sie, die eigentlich auch aus Ben Guerdane sind, in Zarzis. Die Stadt am Meer, knapp 50 Kilometer von Ben Guerdane entfernt, erlangte Berühmtheit, da von hier die meisten jungen Tunesier im Frühjahr 2011 nach Italien aufgebrochen waren. Sie lebt von Landwirtschaft und Tourismus, Fischfang und ein wenig Industrie. Sie berichten uns, dass es schon eine ganz klare Trennung zwischen den libyschen und den anderen, vor allem den suhsaharianischen Flüchtlingen gibt. Man habe in Ben Guerdane nichts mit den Subsaharianern zu tun haben wollen. Schließlich wollen doch alle nach Europa, da wolle man sich nicht weiter mit ihnen auseinandersetzen, wolle die Probleme auch gar nicht sehen. Dennoch habe sich, so die beiden Gesprächspartner, die Bevölkerung anfangs recht solidarisch verhalten. Am Anfang kamen wenig Libyer, eher Ägypter,

Europäer, Algerier, die dann aber sehr schnell in ihre Heimatländer zurückgekehrt sind. Doch für die Flüchtlinge, die nicht zurück können, gibt es keine Zukunft, daher hat sich die Stimmung verändert – es muss eine Lösung her. Die Blockade der Straße hatte einen Nerv getroffen. Die Straße nach Libyen sei die Hauptlebensader für Ben Guerdane. Das Militär habe es nicht geschafft, die Situation zu entschärfen, der UNHCR hatte keinerlei Idee, wie sie das Problem lösen sollte. Um sich der ewigen Fragen zu entziehen ist der gesamte Staff des UNHCR von Ben Guerdane nach Zarzis umgezogen (immerhin gut 80 Kilometer von Shousha entfernt). Es habe in Shousha einfach viele Probleme mit den Flüchtlingen gegeben, z.B. mit den Somaliern, die die Zelte (der Eritreer) abgebrannt hätten.



Das Meer bei Zarzis, Abfahrtsort vieler tausend Tunesier

Hier ist man der Meinung – wie übrigens alle Tunesier, die wir zu dem Thema befragt haben, dass die Gewalt sehr wohl von den Flüchtlingen ausging. Vor allem Flüchtlinge aus der Elfenbeinküste, Ghana und Nigeria hätten die LKWs mit Steinen beworfen, berichtet ein dritter Mann, der anscheinend als Fahrer für den UNHCR arbeitet und kurz an dem Gespräch teilnimmt. Die Eritreer seien es gewesen, die die Auseinandersetzungen beenden wollten, einige seien nach Ben Guerdane geflüchtet, daraufhin seien die Männer von Ben Guerdane nach Shousha gefahren. Immer wieder kommt der Vorwurf, dass die Flüchtlinge die Zelte abgebrannt hätten, doch auch ein junger Militär bestätigt uns, dass es die Tunesier aus Ben Guardane waren, die das Feuer legten. Der Fahrer bestätigt allerdings auch, dass das Militär nicht

nur in die Luft, sondern auch tiefer und auf den Boden geschossen habe. Die Tunesier aus Ben Guerdane seien allerdings nicht mit Feuerwaffen ausgestattet gewesen, sie hätten nur Stöcke und Knüppel dabei gehabt.

Eine ethnische Trennung in der Unterbringung habe es erst nach diesem Aufstand im Mai gegeben. Miloadi bestärkt noch einmal, dass der Einsatz der Tunesier nach der Ankunft der ersten Flüchtlinge sehr groß gewesen sei. Allein in Zarzis habe es sechs Auffanglager gegeben, allein in einem dieser Lager hätten 1000 Menschen gelebt. Es habe nie Probleme mit den Maghrebiniern gegeben.

Das große Problem sei die Zukunftslosigkeit derer, die nun noch in den Lagern leben. Europa müsse aufnehmen, so Miloadi, denn sonst gibt es keine Chance.

Wir fahren weiter zum Lazarett der marokkanischen Ärzte. Sie haben Shousha nach dem Aufstand verlassen, dort gibt es nun keine ärztliche Versorgung mehr. Hier behandeln sie nun zu 88% libysche Flüchtlinge, nur noch ganz wenige Patienten aus Shousha.

Ihrer Meinung nach sind die Proteste vor allem aus ethnischen Gründen ausgebrochen. Die Eritreer, so sagen sie, hätten größtenteils resettlement-Papiere, daher seien sie von den anderen angegriffen worden. Das bestätigt die Theorie Selamawis. Sie sprachen von eigentlich guten Bedingungen im Camp, die Probleme rührten nur von diesen interethnischen Konflikten her. Der marokkanische Arzt, der angegriffen worden sein soll, stritt dies ab, mehrere Stimmen habe uns diesen Angriff durch die Bewohner Ben Guerdanes jedoch bestätigt.



Grenzübergang Ras Ajdir

## Ras Ajdir – Grenze zu Libyen

Nach unserem Besuch in Zarzis fahren wir an die libysche Grenze. Es herrscht viel Verkehr, LKWs fahren nach und kommen aus Libyen. Auf der anderen Seite der Grenze weht die grüne Fahne Gaddafis.

Direkt an der Grenze sitzt der UNHCR mit einem Tisch und einem Zelt. Kurz hinter der Grenze ist das erste Auffanglager, von hier werden die Ankommenden auf die verschiedenen Camps verteilt.

Die Männer, die hier arbeiten, sind alles arbeitslose Akademiker gewesen, die nun monatsweise vom UNHCR beschäftigt werden, um die Erstbefragung an der Grenze vorzunehmen. Keiner von ihnen hatte vorher Erfahrungen im Bereich Migration, doch einige haben vorher Arbeitserfahrung im Bereich der Gewaltprävention gemacht.

Sie verteilen ein Formular in arabischer, englischer und französischer Sprache, in dem der Flüchtling seine Daten sowie sein Asylbegehren vermerken kann.



UNHCR-Mitarbeiter in Ras Ajdir an der Grenze

Dann kommen sie in das Auffanglager, meist nicht mehr als ein, zwei Tage. Derzeit (Stand Mitte Juni) kämen ca. 300-400 Flüchtlinge pro Tag über die Grenze, es seien vorher mehr als 1000 gewesen. Sie kommen aus allen möglichen Ländern, Mali, Somalia, Thailand, Eritrea und vielen mehr. Hier fänden sich mindestens 15 bis 20 Nationalitäten. Die Flüchtlinge kämen zu Fuß, mit Taxis, mit Autos, auf alle erdenklichen Arten. Für die Flüchtlinge aus Ägypten und Marokko zum Beispiel hätten sich dann die jeweiligen Regierungen gekümmert, die seien nicht lange hier gewesen. Es kämen sehr selten unbegleitete Frauen, sie seien fast immer mit einem Familienmitglied über die Grenze



gekommen.

Der Brand, bei dem vier Eritreer starben, sei gelegt worden, um den Tod dieser vier Menschen zu vertuschen, diese seien in einer ethnischen Auseinandersetzung umgebracht worden. Auch diese Männer sagen, die Flüchtlinge seien nicht friedlich gewesen bei den Protesten. Sehr verwundert reagiert einer der Männer auf die Frage, ob die Tunesier aus Ben Guerdane die Flüchtlingszelte am 24. Mai angezündet hätten. Er höre das zum ersten Mal. Es sei keine Gewalt von der Bevölkerung ausgegangen. Die Männer, die hier arbeiten, sind auch aus Ben Guerdane, sie äußern sich genauso wie fast alle, die wir dort befragt haben. Sie bestätigen, dass das Militär es nicht geschafft habe, Ruhe einkehren zu lassen. Ihrer Meinung nach waren vor allem die Sudanesen besonders aggressiv.

Es wird deutlich, dass wir hier niemals eine einstimmige Aussage über die Geschehnisse des 24. Mai erhalten werden. Während unserer Anwesenheit kommen wir mit einem Äthiopier (Oromo) ins Gespräch, er zeigt uns seine resettlement-Karte. Aufgrund der Konflikte im Camp lebt er jetzt hier bei den UNHCR-Männern, er hat Angst, nach Shouha zurückzukehren, da er dort von Somaliern tötlich angegriffen wurde (er zeigt uns seine Kopfverletzung). Während wir sprechen kommen zwei Männer aus Bangladesh an den Tisch, einer ist soeben über die Grenze gekommen und von einem Freund in Empfang genommen worden. Sie melden sich hier, weil der Freund sehr krank ist und Hilfe braucht. Wir fahren wieder einmal zurück nach Ben Guerdane. Vorbei an den vier Camps in der Wüste. An der Hoffnungslosigkeit Tausender Menschen. Der Besuch in Shousha und den anderen Camps hat sehr betroffen gemacht. Auch wenn wir den Flüchtlingen berichten konnten, dass es nach dem Besuch unserer Kollegen einen Monat zuvor einen Aufruf zur Aufnahme der Flüchtlinge in Europa gab und ein Video zur Situation erstellt wurde („Voices of Shousha“) kann das nur wenig trösten. Es ist nur ein Tropfen auf dem heißen Stein, und geändert hat sich auch bisher, Ende Juli 2011, wenig. Zwar gab es im April und im Juni resettlements nach Rumänien, vor allem eritreische Flüchtlinge sind nach Timisoara gebracht worden, wo sie in einem Auffanglager auf ihre Weiterreise in die USA

und in die Niederlande warten. Im Juli reiste eine weitere Gruppe von 25 nach Belgien. Sie stammen aus der DR Kongo, Eritrea und Somalia. Weitere resettlements sollen nach Norwegen folgen. Doch die Zurückbleibenden, die noch nicht einmal vom UNHCR angehört wurden, sind hoffnungslos. Der Besuch António Guterres', UNHCR High Commissioner, der uns die ganzen Tage im Süden Tunesiens „begleitet“, beeindruckt die Flüchtlinge nicht wirklich.



Ein UNHCR-Mitarbeiter im Gespräch mit Rabih Bouallegue und dem Oromo-Flüchtling

In Shousha sind sie der Meinung, dass sich da nichts ändern wird. Am 18. Juni haben die tunesische Regierung und der UNHCR ein Abkommen für die Eröffnung einer UNHCR-Vertretung im Land geschlossen. Ob das hilft bleibt fraglich, dennoch finden zumindest in kleinem Rahmen resettlements statt.

Derweil ist Guterres uns jedoch mehr hinderlich als hilfreich, weil viele Gesprächspartner keine Zeit für uns haben. Mehr aus Zufall treffen wir Firas Kayal, Sprecher des UNHCR in Tunesien, einige Tage später in unserem Hotel in Tataouine. Wir ergreifen die Gelegenheit und er spricht einige Minuten mit uns, bevor Guterres vorfährt und in unserem Hotel ein Meeting mit den Mitarbeitern aus Remada und Shousha abhält. In Shousha seien, laut Kayal, derzeit (Stand

Mitte Juni) 3100 Flüchtlinge, in allen vier Camps zusammen ca. 4500 Flüchtlinge. Es gebe drei Gruppen von Flüchtlingen:

- die Gastarbeiter, die in Libyen gearbeitet haben, fliehen mussten und nun nach Hause möchten;
- die Asylantragsteller, die schon in Libyen einen Antrag gestellt haben und, sollten sie anerkannt worden sein, sofort in Tunesien auf Resettlement-Listen gesetzt werden;
- Flüchtlinge, die ggf. noch einen Asylantrag stellen möchten.

Es gebe bisher leider nur 900 Aufnahmeplätze. Sie warten auch immer noch auf Zusagen aus den USA. Ca. 40 % der Flüchtlinge, die sich in den Camps befanden – und es sind ca. 500.000 über die Grenze gekommen, wollten in ihre Heimatländer gebracht werden.

Das wird von der IOM organisiert. Die neuen Asylantragsteller müssen ein Interview in Shousha machen, und wenn sie anerkannt werden kommen auch sie auf die Listen. Auf die Frage, was denn z.B. mit den nigerianischen und ghanaischen Flüchtlingen sei, denen man ja oftmals keinen Schutz zubillige, die aber ganz offensichtlich nicht zurück können, sonst wären sie mit ihren Landsleuten gegangen, antwortet Kayal, dass alle mit Asylgründen auch Schutz bekämen. Die, die keinen erhalten, wollten halt aus irgendeinem Grunde nicht nach Hause, aber für die könnten sie nichts machen.

Zu den Protesten äußert sich Kayal nur kurz, man habe die Mitarbeiter aus Sicherheitsgründen abziehen müssen. Wieviele Tote es genau gegeben habe wisse auch er nicht. Er bestätigt, dass die Bewohner aus Ben Guerdane gekommen und „sehr wütend“ gewesen seien. Dann bricht unser Gespräch aufgrund der Ankunft Guterres' ab.

### **3. Im Süden - das Grenzgebiet bei Tataouine-Remada-Dhehiba**

Am 16. Juni fahren wir von Ben Guerdane nach Tataouine. Hier treffen wir uns mit Karim Hawat, der vor Ort die Verteilung der Benevolus-Spenden organisiert. Karim hat auch in Shousha gearbeitet und berichtet uns, dass es schon immer wieder Probleme mit den

afrikanischen Flüchtlingen gab, auch er spricht von den Flüchtlingen, die die LKWs mit Steinen beworfen hätten an jenem 24. Mai, er bestätigt die ethnischen Konflikte im Camp. Wie alle Tunesier, mit denen wir gesprochen haben, spricht auch er den afrikanischen Flüchtlingen einen großen Anteil der Schuld an der Eskalation zu.

In Tataouine und Umgebung finden wir eine ganz andere Situation vor. Hier befinden sich hauptsächlich und immer noch libysche Flüchtlinge. Mit seinen ca. 60.000 Einwohnern sind die ehemalige französische Protektoratsstadt und die Region Dreh- und Angelpunkt für den Tourismus in die Berberdörfer, aber auch für die Versorgung der Flüchtlinge und der verletzten libyschen Kämpfer, seien es Gaddafi-Soldaten oder Rebellen.

Über 50.000 Libyer sind in der Region Tataouine untergekommen, die meisten von ihnen in Familien, Camps gibt es von den Kuwaitis/Qatar in Tataouine, eines vom UNHCR in Remada und eines von den arabischen Emiraten/Red Crescent direkt an der Grenze in Dhehiba. Im Juli 2011 berichten die Medien von zahlreichen Fällen von Tuberkulose und Aids in den Camps. An der Grenze zu Dhehiba sind über 5000 verletzte Kämpfer registriert worden, 40 von ihnen verstarben. Tahir Fitouri von der Gewerkschaft UGTT erzählt uns, dass im Krankenhaus von Tataouine ein Soldat der Gaddafi-Truppen sowie ein Rebell im selben Krankenzimmer untergebracht wurden. Ein tunesischer Soldat stand zwischen den beiden Wache. „Es geht uns um humanitäres Handeln, wir machen keine Unterschiede, wer eine Versorgung bekommt.“ Im Gegensatz dazu nehme z.B. das Qatar-Camp in Tataouine nur Rebellen auf, keine Gaddafi-Anhänger. Doch es gebe wenig Platz im Krankenhaus, schon vor dem Krieg habe es kaum Plätze und lange Wartezeiten für die Bewohner der Region gegeben. Es fehle an allem, vor allem Medikamenten, technischen Geräten, Fachpersonal. Eventuelle Hilfslieferungen sollte man nur über vertrauenswürdige Stellen laufen lassen, er bietet die UGTT als Partner an. Es kommen, so Fitouri, schon sehr viele Lieferungen in den Süden, verschwinden dann aber auf unerklärliche Weise – sprich, es gibt einen Handel mit den Hilfsgütern, daher ist



eine genaue Planung sehr wichtig. Er schlägt vor, auch den Gouverneur der Region einzuspannen. Die meisten Libyer, die aus dem Grenzgebiet kommen, wollen nicht in andere Landesteile Tunesiens, hier fühlen sie sich heimisch. Letztendlich handelt es sich um eine von den Franzosen künstlich gezogene Grenze zwischen Libyen und Tunesien, die Menschen jedoch kommen aus den gleichen Stämmen, verstehen sich, haben den gleichen kulturellen Hintergrund. Die UGTT hilft auch auf libyschem Gebiet, sie bringt Hilfsgüter zu den Bewohnern (Wasser, Benzin und nötigste Lebensmittel). Ebensolches machen sie auch in der Region um Ben Guerdane, allerdings versorgen sie grundsätzlich nur die Bevölkerung, nicht die Truppen.



Rabih Bouallegue, Tahir Fitouri und Frank Jugert vor dem UGTT-Sitz (von li.)

Besonders schwierig werde die Situation im Sommer, es herrschten oft 45, auch 48 Grad Celsius, zudem beginnt der Ramadan am 1. August. Sie seien am Limit des Möglichen. Alle hätten sich seit Beginn des Krieges eingesetzt und unterstützt, und das in einer Region wie Tataouine, die selber sehr arm ist, und in einer Zeit, in der sich Tunesien durch die Revolution gerade in einem massiven Umbruch befindet.

Nekrif, ein Wüstenort ca. 30 Kilometer von der libyschen Grenze entfernt. Hier leben, so Karim Hawat, der aus diesem Städtchen stammt, fast genauso viele Libyer wie Tunesier: 150 tunesische und 125 libysche Familien. In einem kleinen, sehr warmen Zimmer empfangen uns mehrere Männer, einer von ihnen ist bereit, uns seine Geschichte zu erzählen. Wir lassen uns auf den Teppichen nieder. Es gibt nur einen Schreibtisch, zwei, drei Stühle und einen

Haufen Bücher, die an der Wand entlang gestapelt sind. Diesen Raum, so erklärt uns Ahmed Mustisser vom Verein „Igatha“, habe man den Libyern als Versammlungs- und Gemeinschaftsraum leergeräumt.



Nekrif

Ihnen sei es egal, ob die Libyer, die kommen, Gaddafi-Anhänger, Rebellen oder einfach nur Libyer seien, die Familien hier seien eher neutral, und sie wollen den Flüchtlingen helfen. Wer hier ankomme sei aus der Grenzregion, Brüder sozusagen. Die Wände sind übersät von UNHCR – Klebern, doch auf die Frage, ob hier eine UNHCR-Vertretung sei, antwortet Mustisser, dass sie ab und zu Hilfspakete vom UNHCR erhalten, und da seien immer diese Kleber mit drin. An der Wand auch eine Liste mit den Namen der Libyer, die sich hier aufhalten. Wir dürfen sie nur mit Abstand fotografieren und müssen das Foto hinterher zeigen – man ist vorsichtig in Nekrif und bald verstehen wir auch, warum: es ist eine Frage der Sicherheit.



Listen der libyschen Bewohner in Nekrif

Inzwischen hat sich unser Gesprächspartner auch niedergelassen. Ibrahim Belaid Almahroz ist 52 Jahre alt und war Psychologie-Professor an der Universität in Tripolis. Doch er und seine Familie stammen aus Az-Zintan, einer Stadt im Grenzgebiet, die schwer umkämpft wurde. Mehr als 30.000 der 40.000 Einwohner sind aufgrund des anhaltenden Beschusses in Richtung Tunesien geflohen. Seit Mai sind Almahroz und seine zwölf Familienmitglieder nun Gäste in Nekrif. „Wir mussten fliehen, je weniger Menschen in unserer Stadt leben, desto weniger kann Gaddafi umbringen.“ Er erzählt, dass sie Hals über Kopf weg mussten und über eine Bergstraße hier nach Nekrif gekommen seien. „Alle, die fliehen müssen, möchten gern nahe an der Grenze bleiben, denn die meisten haben einen Rebellen-Kämpfer in der Familie, daher wollen sie sich nicht so weit von ihnen entfernen.“ Über die Grenze, so Almahroz, kam man mit einem Pass recht einfach. Hier in Nekrif sei er sehr freundlich aufgenommen worden, obwohl er niemanden gekannt habe. Viele tunesische Familien haben sich sofort zusammengetan und geholfen, Lebensmittel gesammelt, Wohnraum geteilt. Das Ganze funktioniere nur, weil viele der tunesischen Familien hier Zweithäuser haben, Lagerstätten, die nun als Wohnraum umfunktioniert wurden.

Spannungen? Mustisser erklärt, dass sie als erstes eine eigene Organisation gegründet hätten, „Igatha“, dann haben sie versucht, in ganz Tunesien Kontakte zur Unterstützung zu knüpfen. Schließlich haben sie sich auch an die internationalen Organisationen wie UNHCR und Ärzte ohne Grenzen gewandt. Eine Zusammenarbeit gebe es auch mit libyschen Organisationen, die sich auf der anderen Seite der Grenze ebenfalls neu gegründet hätten. Doch es komme sehr wenig Geld hier an.



Ahmed Mustisser vom Verein „Igatha“ in Nekrif



Mustisser (vorne), Almahroz (hinten Stuhl), ein weiterer Flüchtling, R. Bouallegue u. F. Jugert im Gespräch

Die Hilfe reiche bei Weitem nicht und Mustisser stimmt in das gleiche Lied ein wie Fitouri: es werde zunehmend schwerer, die Familien könnten nicht ewig bleiben. Neben der Versorgungs- gebe es auch eine Sicherheitsfrage.



Almahroz (2. von re.) mit anderen libyschen Flüchtlingen

Wir fragen, ob sie von außen Unterstützung zur Versorgung der Flüchtlinge bekommen – hier mischt sich Mustisser ein und verärgert unseren libyschen Gesprächspartner, der den Raum verlässt. Erste Zeichen von

Es seien vor Kurzem zwei Männer, ein Algerier



und ein Libyer, hierher gekommen, mit Kalschnikows bewaffnet wollten sie die Flüchtlinge angreifen. Sie wurden verhaftet, doch die Angst vor Gaddafi-treuen Spitzeln wächst in der Gegend. Die terroristischen Übergriffe nähmen zu. „Die Gefahr ist für uns zu groß, es muss sich was ändern“, so Mustisser. Ob sich das auf die Stimmung zwischen ihnen auswirke? Almahroz, der inzwischen wieder zu uns gestoßen ist, spricht überzeugt von einer sehr guten Beziehung zwischen Tunesiern und Libyern hier. Sie seien sehr erstaunt über die freundliche Aufnahme gewesen, denn bekanntermaßen verstünden sich Tunesier und Libyer nicht besonders gut, Tunesier seien in Libyen immer eher diskriminiert worden.

Mustisser ergreift erneut das Wort: „Wir brauchen hier mehr Hilfe! Vor allem Kühlgeräte! Der Sommer steht vor der Tür! Es kommen immer mehr Leute, wir wissen nicht weiter!“



Auf dem Weg nach Dhehiba.

Almahroz lächelt, als wir ihn fotografieren wollen. Inzwischen sitzen wir draußen vor der Tür, mit ihm weitere libysche Männer, die kommen und gehen, plaudern, Saft trinken und Kekse essen. Keine einzige Frau ist zu sehen. Er steht auf und stellt sich mit seinen Freunden in Fotoposition.

Wie es nun weitergehen soll? „Ich vertraue auf Allah. Wenn Allah es will...ich hoffe auf eine glückliche Zukunft, und mit Allahs Hilfe auf den Sieg der Revolution!“

An der Grenze. Dhehiba, ungefähr 130 Kilometer von Tataouine entfernt. Bizarre Wüstenlandschaften und in der Ferne die libyschen Berge, die die Rebellen zurückerobert haben. Wir fahren durch den

kleinen Ort mit seinem massiven Kastell, weiter an die Grenze. Noch vor dem Grenzübergang werden wir von einem tunesischen Posten gestoppt, weiter geht es nicht, was wir hier wollten. Es bleibt nur ein schnelles, verbotenes Foto, ganz klein erkennt man auf der anderen Seite die Rebellenfahne. Wir kehren in den Ort zurück und fahren in das Camp der Emirate. Hier sind nur libysche Flüchtlinge untergebracht. Am Eingang steht ein Flüchtling, der uns bis zum ersten Zelt begleitet.



Die Grenze

Dann geht es nicht weiter. Wir fragen nach der Campletung und können mit einem Arzt des Roten Halbmonds sprechen. Er erklärt uns, dass sie hier auch verletzte Rebellen von der Grenze versorgen. Es fehle an vielen Medikamenten, vor allem benötige man Sonnenschutzmittel und Insulin. Sie sammeln hier auch Medikamente, um sie dann über die Grenze zu den Rebellen zu bringen. Hilfstransporte würden hier unten oft nicht ankommen.



Camp der Vereinigten Arabischen Emirate in Dhehiba

Es müsse gut organisiert sein, am besten über den Roten Halbmond direkt, denn immer



wieder würden die geschickten Güter verschwinden.

Im Lager scheinen nur einige Hundert Menschen zu leben. Es ist Mittagszeit und wir finden niemanden, der mit uns sprechen kann. Doch laut Euronews (11.7.2011) kommen immer noch bzw. immer mal wieder 800 bis 1000 Flüchtlinge täglich über die Grenze. Auch hier leben die meisten Menschen jedoch in Familien, nicht im Camp. Willy Kemmer, Ehrenamtlicher bei borderline-europe und Arzt, der im Juli im libyschen Nalout, der nächsten größeren Stadt hinter der Grenze als freiwilliger Mitarbeiter einer Organisation eingesetzt ist, berichtet, dass die Stadt zu Dreivierteln leer sei. Sie werden zwar nicht mehr beschossen, doch seien Nahrung und Wasser sowie Strom knapp.

#### Remada

Wir kehren zurück Richtung Tataouine und fahren zum UNHCR-Camp nach Remada, ca. 80 Kilometer von Tataouine entfernt. Der Wind pfeift kräftig und der Sand, auf dem das Lager errichtet ist, fegt einem um den Kopf, es ist sehr unangenehm. Nach langer Diskussion mit den Militärs am Kontrollposten holt uns eine Mitarbeiterin des UNHCR ab und ist bereit, mit uns zu sprechen. Patricia Eckhoff ist Ecuadorianerin mit einem deutschen Elternteil, so dass wir das Gespräch auf deutsch und englisch führen können. Das Camp wurde am 12. April 2011 eröffnet. Als sich schon 2000 Flüchtlinge in Remada, einer kleinen Garnisonsstadt in der Wüste, befanden, fragte die tunesische Regierung den UNHCR an, ob er mithelfen könnte. Ein Mitarbeiter wurde dorthin abgestellt. Die tunesische Organisation Al Taawon und der Rote Halbmond hatten innerhalb von 24 Stunden 300 Zelte aufgestellt, um diese 2000 Menschen schnellstmöglich unterzubringen. Patricia Eckhoff und ihr Kollege Hakim beginnen am 5. Mai ihre Arbeit in Remada. Bis dahin ist das Camp eine reine Schlaf-Zeltstadt. Bis zu 20.000 Leute müssen untergebracht werden, sie kommen aus allen möglichen Ländern, viele können mit Hilfe der Landesbotschaften und der IOM in ihre Heimatländer ausgeflogen werden. Zu den Anfangszeiten kamen vor allem ehemalige Gastarbeiter aus Libyen, die dem Krieg entflohen waren, unter ihnen aber auch

Eritreer, Sudanesen. Die Flüchtlinge aus dem Subsaharaum werden nach Shousha verlegt, hier bleiben nur die libyschen Flüchtlinge. Auch heute beherbergt das Camp nur libysche Familien. Viele der ersten libyschen Flüchtlinge hatten Freunde und Bekannte in Tunesien, wo sie unterkommen konnten.



UNHCR-Camp Remada

In den ersten Monaten organisierte Al Taawon alles im Camp. Eckhoff meint, dass man sie nicht dafür kritisieren kann, dass sie keinerlei soziale Ansätze für die Unterbringung hatten – welche Ethnie wohin, Sozialarbeit, Hilfe etc. Al Taawon musste das Problem der 2000 Flüchtlinge, die da plötzlich standen, sofort lösen. Es musste eine Unterkunft geschaffen werden. Erst im zweiten Schritt konnte man an die weitere Versorgung der Flüchtlinge denken. Mit dem Einsatz des UNHCR sind dann auch die „Human Rights Standards“ eingeführt worden. Vieles musste verändert werden, die Standards, so Eckhoff, waren aufgrund der Notstandssituation in keiner Weise eingehalten worden. So gab es nicht genug Abstand zwischen den Zelten, man hatte dunkle Zelte verwendet statt die beigen, die der UNHCR hat, das machte den Aufenthalt in den Zelten noch viel unerträglicher.

Der UNHCR hatte die Campleitung in der zweiten Maihälfte komplett übernommen. Nun seien sie seit drei Wochen (Stand Mitte Juni) dabei, das Ganze umzukrempeln. Es sollen Komitees für die einzelnen Sektionen (z.B. Nahrung, Gesundheitsversorgung etc.) sowie ein Lagerbeirat eingerichtet werden.

Obwohl sich nur libysche Familien im Camp befinden, ist die Situation nicht einfach zu händeln, erschwerend kommt die geographische Lage hinzu – die Wüste. Fünf

Tage bevor Eckhoff ihren Dienst antrat, so erzählt sie, habe es einen Sandsturm gegeben, die Zelte sind weggerissen worden, 500 Menschen seien geflüchtet. Auch heute fehle es noch an vielem. Nicht wenige Flüchtlinge seien z.B. traumatisiert, es gibt keine schnelle Hilfe für sie und so ein Camp ist kein sicherer Ort. Für Frauen sei ein abgeschlossener Ort vorgesehen. Viele Frauen seien Opfer von Gewaltakten geworden. Im Camp gibt es zudem natürlich keine Privatsphäre, die Menschen haben nichts zu tun, langweilen sich. Sie verstehen nicht, warum sie nicht mithelfen können in ihren Berufen.



In der Wüste, auf dem Weg nach Dhehiba. Karim Hawat (li) und Rabih Bouallegue

Einige sind z.B. Ärzte, aber der UNHCR, so Eckhoff, kann nicht einfach einen Libyer beschäftigen, nur weil dieser sagt, er ist Arzt, er muss die Qualifikationen nachweisen. Es sei mehrfach vorgekommen, dass Flüchtlinge einfach Rezepte ausgestellt hätten. Das müsse alles kontrolliert werden, damit es nicht ins Chaos führe.



Manchmal recht unwirtliche Wüste

Mitte Juni 2011 befinden sich 800 Menschen im Camp von Remada, 77 % von ihnen sind

Frauen und Kinder, die meisten Männer halten es dort nicht aus. Sie werden zum Stressfaktor für die ganze Familie, da sie zum Nichtstun verdammt sind. UNHCR hat inzwischen auch einen Psychologen beantragt, der sich um diese Männer kümmern soll. Die Frauen werden von ihren Männern in den Zelten gehalten. Sollten sie in der Küche mithelfen, dürfen sie sich aber nicht bei der Essensausgabe zeigen. Die Ehemänner sind durch die Situation verunsichert und versuchen, ihre Frauen wegzusperren.

„Auch hier“, so Eckhoff, „müssen wir arbeiten. Wir müssen es den Frauen ermöglichen, ein halbwegs normales Leben zu führen hier im Camp. So wollen wir z.B. durchsetzen, dass die Frauen das Essen austeilen, das die männlichen Köche zubereitet haben. 20 Frauen sollen hier arbeiten.“ Eckhoff wirkt tatkräftig und zuversichtlich, die Situation hier in den Griff zu bekommen. Doch im Moment, so meint sie, sei alles hektisch, denn am nächsten Tag soll António Guterres kommen und das Camp besichtigen. Die Tische, an denen wir im Container sitzen und uns unterhalten, seien erst an diesem Tag gekauft worden.

Wir werden freundlich entlassen, doch man habe noch sehr viel vorzubereiten für den großen Besuch. Wir kehren dem staubigen Remada den Rücken und fahren nach Tataouine zurück.

#### 4. In den Norden – Teboulba

Nach einer Woche im Süden Tunesiens begeben wir uns auf den Weg nach Teboulba. Wir verlassen damit den Bereich Flüchtlinge in Tunesien und fahren zu den tunesischen Fischern, die immer noch in Italien unter Prozess stehen (siehe die Berichte aus Teboulba: [www.sos-mittelmeer.de](http://www.sos-mittelmeer.de), [www.borderline-europe.de](http://www.borderline-europe.de)) Wir treffen uns drei Tage lang mit Abdelbasset Zenzeri und Abdelkarim Bayoudh und deren Familien. Diskutiert wird die Idee der Gründung einer Fischereikooperative, eine Idee, die von Abdeljelil Bedoui und dem Soziologen Mehdi Mabrouk getragen wird und mit denen wir darüber ausführlich in Tunis diskutiert haben. Eine Idee, die jedoch bei den Kapitänen aus Erfahrungswerten nicht auf Gegenliebe stößt. Die Fischer arbeiten

wieder, seitdem sie ihre Papiere zurückerhalten haben, doch der Berufungsprozess, der im September in Palermo beginnen soll, schwebt wie ein Damoklesschwert über ihnen. Während unseres Besuchs macht uns Zenzeri auf eine merkwürdige Sache aufmerksam: im Hafen von Teboulba liegt seit kurzer Zeit ein Fischerboot mit dem Namen „Taysir“. Die „Taysir“ trägt noch die Aufschrift der Hafenmeisterei von Lampedusa – CP 38/11 – denn sie ist als 38stes Flüchtlingsboot in 2011 aus Tunesien in Lampedusa angekommen. An Bord sollen ca. 700 Flüchtlinge gewesen sein, Starthafen war Zarzis. Auf Nachfragen bei anderen Seeleuten erfahren wir, dass ein Reeder namens Noura in Teboulba wohl dabei behilflich sein soll, „verschwundene“ Boote wieder zu erlangen. Ein Mittelsmann in Lampedusa kümmert sich um die Formalitäten, sobald das gewünschte Schiff als gestohlen gemeldet wird. Ein Fischer bestätigt uns, er sei mit dem Besitzer der „Taysir“ nach Lampedusa gefahren. Er habe keinerlei Probleme bei der Einfahrt in die italienischen Gewässer gehabt. Er habe sich dann mit dem Mittelsmann getroffen und diesem eine Plastiktüte (!) mit über 40.000 € übergeben. Das seien die Kosten für den Anwalt, etc., so der Mittelsmann, genannt Moustafa.



Die „Taysir“ mit der Markierung aus Lampedusa

Dann habe sich der Fischer bei der Hafenmeisterei gemeldet, sich an- und wieder abgemeldet und konnte unbeschadet zurückkehren. Die „Taysir“ sei kurz darauf mit ihrem Besitzer in den Hafen von Teboulba, nicht nach Djerba, wo sie gemeldet ist, eingelaufen. Eine zweite Operation fand im Juni 2011 statt. Wie kann es aber sein, dass ein von der italienischen Staatsanwaltschaft

konfisziertes Schiff einfach frei „gekauft“ werden kann? Wir fragen im Juli 2011 die lampedusanische Küstenwache und Hafenmeisterei. Lieutenant Porcaro gibt uns gern Auskunft: das sei natürlich schon möglich, wenn das Schiff von den Besitzern als gestohlen gemeldet würde und noch keine strafrechtlichen Maßnahmen eingeleitet worden sein. Und dann lacht er darüber, dass sie die Kennung noch nicht entfernt haben. Doch wie ist es möglich, dass ein Boot mit 700 Migranten an Bord, die alle der illegalen Einreise angeklagt werden, und das daher als Gegenstand dieses Delikts konfisziert wurde und damit sicher Teil eines Strafverfahrens ist, einfach freigegeben werden kann? Und wie ist es möglich, dass das 40.000 € kostet?! Welcher Anwalt würde solche Summen für eine Freigabe verlangen und wieso musste das Ganze in einer Plastiktüte übergeben werden? Eine zu klärende Geschichte, denn es scheint ganz offensichtlich ein nicht rechtmäßiger Handel mit Schiffen unter dem Deckmantel der Legalität vorzuliegen.

#### **Kelibia – Italien – Frankreich - Kelibia**

Unsere nächste Etappe ist der Ort Kelibia auf der Halbinsel Kap Bon. Hier wollen wir uns mit Mohamed M. Treffen, einem der jungen Tunesier, der nach dem Sturz Ben Alis ein Boot nach Italien bestieg, einen Aufenthalt erhielt, aber dann abgeschoben wurde.

Mohamed ist mit weiteren vier Tunesiern im Februar 2011 von Kelibia nach Italien aufgebrochen. Nach zwei Tagen auf See erreichten sie die Insel Pantelleria. Sein Name wurde von der Polizei falsch aufgenommen, doch man wollte es nicht ändern, das würden dann die Mitarbeiter in der Unterkunft machen. Mohamed wird nach Trapani – Salinagrande verlegt. Man hat ihn ein Asylantragsformular ausfüllen lassen, doch er hatte nie ein Interview vor der Kommission, man habe nur die tunesischen Familien angehört, die alleinreisenden Männer nicht. Zweieinhalb Monate musste er in Salinagrande bleiben, die dortigen Mitarbeiter machten allen Mut und ließen sie auch Anträge auf Arbeitsaufnahme und ähnliches ausfüllen. Schließlich wurde ihm die zeitweilige Aufenthaltserlaubnis für sechs Monate erteilt. Kaum hatten die Tunesier das Papier in der Hand mussten sie Salinagrande



sofort verlassen. Sie saßen daraufhin tagelang auf dem Bahnhof in Trapani fest, da man ihnen nicht erlaubte, einen Zug zu besteigen. Einen Schlafplatz oder Essen gab es aber auch nicht. Eine Gruppe von Aktivisten aus Palermo und Trapani erwirken nach stundenlangen Verhandlungen auf dem Bahnhof schließlich, dass ihnen Tickets ausgestellt wurden und sie noch einmal in Salinagrande übernachten durften, es war inzwischen erneut Nacht geworden. Mohamed reist nach Rom, kämpft dort erneut um sein Ticket, bleibt dann einige Tage in Modena und stellt fest, dass es vielleicht auch für ihn besser ist, nach Frankreich weiter zu reisen. Mit weiteren zehn Landsleuten überquert er die Grenze in Ventimiglia ohne größere Probleme und reist nach Nizza.



Blick auf den Hafen von Kelibia, Abfahrtsort vieler junger Tunesier

Dort jedoch verhaftet die Polizei die Gruppe, sie verbringt drei Nächte in Polizeigewahrsam und wird dann in Polizeibegleitung nach Italien zurückgebracht. In Rom wird die inzwischen völlig verschüchterte Gruppe – alle im Besitz eines Aufenthaltspapiers – zum Flughafen gebracht. Man zwingt sie, ein Formular auf Italienisch zu unterzeichnen. Mohamed weiß nicht, was er da unterschreibt und weigert sich, doch die Polizei bedroht ihn. Er unterzeichnet. Ihm werden alle Papiere abgenommen, er erhält 200 € und wird nach Tunis abgeschoben. Erst nach unserem Besuch in Kelibia finden wir heraus, dass die Polizei eine „freiwillige Ausreise“ erzwungen hat. Die Zahlung der 200 € deutet darauf hin. Somit besteht für Mohamed, der nicht gehen wollte, keinerlei rechtliche Chance mehr, seinen Aufenthalt einzuklagen. „Ich werde es wieder versuchen“, sagt er uns, obwohl wir ihm

davon abraten, denn eine weitere Abschiebung und wahrscheinlich ein vorheriger Aufenthalt in einer Abschiebungshaft sind ihm sicher.

### Tunis – Italien – Tunis

Die nächste Station ist Tunis. Hier treffen wir Z., einen jungen Mann, der nach der Revolution in Tunesien ernsthafte politische Probleme hatte. Er schiffte sich im Mai von Sfax nach Italien ein. Drei Wochen lang wird er in Lampedusa im Auffanglager eingesperrt. Keinerlei Informationen dringen zu ihnen. Er möchte einen Asylantrag stellen, denn er hat in Tunesien faktisch keine Chancen mehr, eine Ausbildung zu machen, da man ihn als Sympathisanten der alten Regierung von allen öffentlichen Institutionen ausgeschlossen hat. Niemand kümmert sich um die eingesperrten Tunesier, einzig die IOM-Mitarbeiterin besucht sie jeden Tag und versucht ihnen zu helfen. Z. muss sich die Möglichkeit, einen Antrag zu stellen, erkaufen. Eine Gruppe von Tunesiern macht anscheinend Händel mit der Polizei, er bezahlt und ein Polizist führt ihn zum Mediator vom UNHCR, der ihm sagt, du kannst deine Geschichte aufschreiben, ich leite es weiter. Das tut er, doch dann hört er nichts mehr von seinem Antrag. Hinter den Zäunen wird die Situation immer ungemütlicher, Polizisten in Kampfmontur kommen bei der kleinsten Bewegung in den hinteren Hof, in dem sich die Tunesier befinden, und schlagen zu.



Z. (re) und sein Begleiter im Gespräch in Tunis

Er zeigt uns Fotos mit Blutspritzern an den Wänden und auf dem Teppich. Als es am 20. Mai zu einer richtigen Revolte kommt, schlägt die Polizei wahllos zu, auch Z., der sich eigentlich nicht beteiligt hat, wird mehrfach

vom Schlagstock getroffen. Es gab sehr viele Verletzte, berichtet er, einem Landsmann, mit dem er die Überfahrt gemeinsam gemacht hatte, wurde das Bein gebrochen. Die Ärzte seien erst sehr viel später gekommen, so Z.. Zehn Tage später werden sie am Morgen abgeholt. Niemand hat ihnen gesagt, was nun passiert. Sie werden zur Leibbesichtigung gebracht, müssen sich ausziehen und werden sehr genau untersucht, was er als sehr unangenehm und peinlich beschreibt. Zehn Tunesier mit je zwei Polizisten zur Bewachung an seiner Seite werden zum Flughafen gebracht, dort müssen sie warten. Die Mobiltelefone werden ihnen abgenommen, Z. kann nur die Memory Card retten. Am Ende sind sie eine Gruppe von ca. 30 Tunesiern und 60 Polizisten. Sie werden in das Flugzeug gebracht. Die Hand- und Fußfesseln, die ihnen angelegt werden, sind miteinander verbunden, so dass sie nicht gerade sitzen können. Die Fenster werden verdunkelt. Sie wissen nicht, wohin der Flug geht. Nach der Landung müssen sie aussteigen. Ein Helikopter fliegt über ihren Köpfen und Z. hört die Polizisten rufen, „schnell, schnell, das ist die Presse, weg hier“, und man schiebt sie in einen unterirdischen Gang, der zu einem Zimmer führt. Hier müssen sie sechs Stunden warten, kein Essen, kein Trinken seit dem frühen Morgen. Einer der Migranten beschwert sich und wird sofort von zwei Polizisten zusammengeschlagen. Das sei ein Beispiel für alle, sie sollen sich ruhig verhalten. Der tunesische Konsul und ein Mitarbeiter überprüfen, ob es sich um Tunesier handelt. Dann werden die Männer in ein Flugzeug nach Tunis gesetzt, das gegen 18 Uhr Palermo verlässt. Sie haben keinerlei Papiere bekommen, nichts, womit eine Zurückweisung bewiesen werden könnte. Nicht einmal ein laissez-passer wird ihnen vom Konsulat ausgestellt. In einem Gespräch mit dem tunesischen Konsul in Palermo wird uns das ganze Procedere allerdings deutlich anders geschildert: niemals hätten die italienischen Ordnungskräfte Gewalt angewendet, so der Konsul, immer würden Papiere ausgestellt. Z. ist wieder in Tunis, immer noch scheint er unter Schock zu stehen. Die Geschehnisse auf Lampedusa und bei der Rückführung haben ihn psychisch schwer angegriffen. Er hat nach seiner Rückkehr die Wohnung seiner Eltern

drei Wochen lang nicht verlassen, das Krankenhaus in Tunis hat ihm eine Traumatisierung attestiert. Doch für Z. gibt es in Europa keine Chance.

Der Soziologe und Migrationsforscher Mehdi Mabrouk kommt zu uns ins Café. Er möchte sich mit uns über unsere Erfahrungen in Shousha austauschen, hört sich die Berichte an, schüttelt den Kopf und meint „Was also sollen wir tun? Was *können* wir tun?“ Wir berichten über den Appell „Voices of Shousha“, über alles, was bisher in Europa passiert ist. „Das ist alles gut, aber es hilft den Leuten nicht jetzt, und sie brauchen sofort Hilfe.“ Ratlos sitzen wir zusammen und beschließen, weiter zu überlegen und in Kontakt zu bleiben. Dann jedoch sprechen wir über die Situation der libyschen Flüchtlinge in Tunesien. Seiner Meinung nach wird es bald zu Konflikten kommen. Tunesien hat die ungeliebten Libyer zwar bereitwillig aufgenommen, doch es gebe drei Gründe, warum diese tunesische Hilfsbereitschaft nachlasse: die libyschen Flüchtlinge, die kommen, sind geteilter Meinung, einige sind pro-Gaddafi, einige den Rebellen zugeneigt. Das führt zu Spannungen. Unter den Libyern scheint das Bild zu herrschen, dass tunesische Frauen einfach zu haben sind, was wiederum bei der tunesischen Bevölkerung überhaupt nicht auf Gegenliebe stößt und zu einem Problem zu werden scheint. Es kommen sehr arme, aber auch sehr reiche Libyer, letztere benehmen sich in den Augen der Tunesier nicht gut, sind arrogant und unhöflich. Das schafft böses Blut. Somit, so Mabrouk, werde die Situation immer brisanter. Man bräuchte Sensibilisierungskampagnen, um auch unter der Libyern selbst eine solidarische Haltung zu erwirken. Dafür seien auch Vereine gegründet worden, aber es bleibe schwierig.

Unseren letzten Tag in Tunesien verbringen wir im Norden von Tunis. Karthago, Sidi Bou Said, La Marsa, und Gammarth, das waren neben Sousse, Hammamet und Djerba die Urlaubsgegenden Tunesiens. Nun herrscht gähnende Leere, nur die Luxushotels laufen einigermaßen, bevölkert von reichen libyschen Familien. Wir haben Probleme, eine Unterkunft zu finden. Der Tourismus liegt brach seit der Revolution.

Die wirtschaftliche und politische Lage in Tunesien ist angespannt, eine Ernüchterung ist eingetreten. Ende Juli kommt es erneut zu Plünderungen und Protesten, ein 14-jähriger Junge verliert in Sidi Bouzid sein Leben.

Ein Staat im Umbruch, ein Staat auf dem schwierigen Weg zur Demokratie, ein Staat, der über 500.000 Flüchtlinge aufgenommen hat, kann sich nicht um alles kümmern. Was in Shousha auch von Seiten des Militärs, der Polizei und der Bevölkerung geschehen ist, ist nicht entschuldbar. Dennoch braucht Tunesien Hilfe und Unterstützung aus dem Ausland. Ebenso wie die Flüchtlinge.

Eine schnelle Aufnahme der Flüchtlinge aus den Camps ist das Mindeste, was ein Europa tun sollte, das angeblich den Fall einer Diktatur wie der des Ben Ali begrüßt, aber nur zögerlich Hilfe leisten möchte, wenn es um den Aufbau und den Neuanfang eines solchen demokratischen Staates geht. Hilfe bedeutet nicht allein, finanzielle Mittel bereit zu stellen, sondern Tunesien auch die Flüchtlinge abzunehmen, die es nicht in der Lage ist, menschenwürdig unterzubringen. Doch davon möchte niemand etwas hören.

Palermo, 04.08.2011



Shousha – kleines Flüchtlingsmädchen mit Judith Gleitze im Familienteil des Lagers.

## Anhang

Einen ausführlichen Bericht zur Situation in Tunesien wird es im Spätsommer von der Recherchegruppe von Afrique-Europe-Interact (aei) und von Welcome to Europe (w2eu) geben.

Einige Links zum Nachlesen, es gibt weitaus mehr Material, dies ist nur eine Kleinstauswahl neuerer Artikel:

### zu Shousha:

Tunisie: Il faut protéger les ressortissants étrangers ayant fui la Libye - *Au moins 6 personnes sont mortes dans le camp de Choucha depuis début mai*  
Photos disponibles pour diffusion sur  
[http://www.hrwnews.org/press/tunisia\\_libya.zip](http://www.hrwnews.org/press/tunisia_libya.zip)

### zu Tataouine

<http://afri-russ-archiv.blog.de/2011/06/05/tunesische-familien-nehmen-zehntausende-libyscher-fluechtlinge-auf-les-refugies-libyens-du-sud-tunisien-bien-accueillis-par-la-population-11134459/>

### UNHCR to set up office in Tunisia

[http://www.magharebia.com/cocoon/awi/xhtml1/en\\_GB/features/awi/newsbriefs/general/2011/06/19/newsbrief-05](http://www.magharebia.com/cocoon/awi/xhtml1/en_GB/features/awi/newsbriefs/general/2011/06/19/newsbrief-05)

### Disease threatens southern Tunisia refugee camps

[http://www.magharebia.com/cocoon/awi/xhtml1/en\\_GB/features/awi/features/2011/07/21/feature-02](http://www.magharebia.com/cocoon/awi/xhtml1/en_GB/features/awi/features/2011/07/21/feature-02)

Euronews Dhehiba

<http://de.euronews.net/2011/07/11/aussagen-libyscher-fluechtlinge-in-tunesien/>

### Remada und das Camp

Des Berbères fuient le conflit dans l'ouest de la Libye et rejoignent la Tunisie  
<http://www.unhcr.fr/4da458bcc.html>

Blog eines eritreischen resettleten Flüchtlings:

<http://selamawi2010.blogspot.com/2011/06/eritrean-refugees-arrive-in-romanian.html>  
<http://selamawi2010.blogspot.com/>

### Resettlement

<http://www.unhcr.de/unhcr/aus-erster-hand/artikel/d78c2042e5d26ac79ee20bd59497d4cb/ei-ne-eritreische-familie-verlaesst-tunesien.html>

### Der tunesischer Konsul von Palermo im Gespräch

<http://siciliamigranti.blogspot.com/2011/05/incontro-con-il-console-tunisino.html>



## Impressum

Recherchereise von Judith Gleitze, Frank Jugert und Rabih Bouallegue vom 11.6. bis 26.6.2011

Gefördert vom Förderverein Pro Asyl e.V. und von borderline-europe, Menschenrechte ohne Grenzen e.V.

### Kontakt:

Judith Gleitze, borderline-europe Sitz Palermo,  
[jg\(at\)borderline-europe.de](mailto:jg(at)borderline-europe.de), [mail\(at\)borderline-europe.de](mailto:mail(at)borderline-europe.de), 0039 – 340 980 21 96

Förderverein Pro Asyl e.V. , Postfach 160 624, 60069 Frankfurt/Main, Pressekontakt: Telefon: (+49) 069 23 06 95, Fax: (+49) 069 - 23 06 50  
E-Mail: [presse\(at\)proasyl.de](mailto:presse(at)proasyl.de)

Fotonachweis: Alle Fotos ohne Vermerk stammen von Judith Gleitze und Frank Jugert.



August 2011